



Aus den Geheimakten des Welt-Detektivs

47. Band.

Die Dame mit dem Schleier.



Die Dame mit dem Schleier. Ein Kriminalroman von Harry.

„Hier sind die Policemen!“ rief Harry den Gefährten zu, „aber wo ist der Meister?“

0960-42660

LEITZ 1210
(Register A-Z 2)

823.91

D598.99

P47

v.20

no.47

Die Dame mit dem Schleier.

I. Kapitel.

Ein persisches Messer.

Am Morgen des zwölften Dezembers 19... öffnete sich leise die Tür des Stadthauses der Familie Wallerton in der St. Margarets Road in London, und eine weibliche Gestalt schlüpfte heraus.

Es war noch vollkommen dunkel. Ein eisiger Wind wehte von Osten her, und der dicke Mantel sowie der dicke Schleier, welcher das Gesicht der Dahineilenden verhüllte, leisteten ihr gute Dienste.

Da einer der berühmtesten Londoner Nebel die Straßenlaternen verdüsterte, so konnte man nicht einmal ihre Kleidung, geschweige denn irgendein Merkmal ihrer Gestalt erkennen; übrigens war weit und breit auf der Straße niemand zu sehen. — — —

Eine halbe Stunde später leuchtete ein Licht in dem Hause auf, die Dienerschaft begab sich an die Arbeit.

Als Bess, der erste Diener, die Haustür wie jeden Morgen aufschließen wollte, bemerkte er zu seinem Erschrecken, daß sie schon geöffnet war.

Er rief den Haushalter (Haushofsmeister) heran und äußerte zu ihm:

„Sehen Sie dies hier an, Weggler. Ich habe selbst gestern abend zugeschlossen, und das Schloß ist auf. — Mylord ist noch nicht nach Hause gekommen, Besuch war nicht da. — Wie kommt es, daß die Tür offen ist?“

Der grauhaarige Mann schüttelte den Kopf:

„Sonderbar. Wahrscheinlich ist Mylady gestern habend noch allein bis an den Briefkasten gegangen, wie sie es öfter tut, und da hat sie vergessen, den Schlüssel herumzudrehen. Ich werde es ihr nachher sagen; sie muß wirklich vorsichtiger sein.“

Weggler durfte sich erlauben, mit seiner Herrin un-

gefragt zu sprechen; denn er war im Hause Devonhall, wo Lady Cynthia aufgewachsen war, Diener gewesen, bis die schöne Cynthia den toll in sie verliebten Lord Wallerton heiratete und den getreuen Weggler mit in ihren fürsüchtlichen Stadthaushalt nahm.

Inzwischen waren auch die Hausmädchen zur Arbeit erschienen, und Anne, die älteste von ihnen, begab sich in das Boudoir der Lady, um dort aufzuräumen.

Sie hatte aber kaum das elektrische Licht angebracht und sich in das Zimmer zurückgewandt, als sie einen gellenden Schrei ausstieß und in die Halle stürzte:

„Zu Hilfe!“ schrie sie laut, „zu Hilfe! Die Lady ist ermordet!“

Der gräßliche Schrei schallte durch das Haus und verursachte einen wilden Tumult.

Die gesamte Dienerschaft drängte sich in das kleine Boudoir, das stets von einem elektrischen Kofendast erfüllt war und mit seinen rosa Seidentapeten, seinen kostbaren Bildern und Vasen den rechten Rahmen abgegeben hatte für die zarte Schönheit seiner Bewohnerin.

Diese lag jetzt auf dem grauen, geblühten Teppich, das schöne, goldblonde Haupt hintenüber geworfen, das schneeweiße Antlitz, dessen Mund ein klein wenig geöffnet war, so ruhig, als wäre der Tod mitten in einem angenehmen Moment an sie herangetreten.

Aus der Brust aber, das weiße Kleid mit einem grauischen Strom überflutend, war das Blut gedrungen. Noch steckte das Messer in der Wunde.

Erdschlag, die entsetzten Gesichter erstarrt, standen die Diensthofen vor dem furchtbaren Anblick. Einige von den Mädchen waren unter lautem Geschrei aus dem Zimmer entflohen, die Diener verharreten noch regungslos, und nur der Haushalter hatte soviel Geistesgegenwart, das notwendige zu tun.

Er beugte sich hinab und befühlte die Stirn der geliebten Herrin. Sie war eiskalt, ebenso ihre Hände. Der Tod mußte schon vor Stunden eingetreten sein.

„Geh! hinaus“, bedeutete Weggler die vor Entsetzen fast erstarrenen Diener mit heiserer Stimme. „Ruft einen Arzt! Kennt zur Polizei!“

Jetzt erst kam Bewegung in die erschütterten Leute. Mehrere zugleich eilten auf die Straße, über die nun langsam die Dämmerung heraufzoch.

Weggler war allein bei der Leiche geblieben und kniete bei ihr nieder.

Aus seinen Augen stürzten Tränen, und seine runzeligen Hände bebten, als er Lady Cynthia's Hände ergriff und sie an die Lippen führte.

„Armes Kind“, murmelte er. „Mußte dies das Ende sein? Mußte ich recht behalten damit, wovor ich dich so oft warnte? Aber du wolltest ja niemals auf mich hören. Wie oft hast du mich ausgelacht, wie oft hast du gerufen: „Ich bin ein Sonntagskind, Weggler, mir passiert nichts!“

Es war, als ob das schöne, tote Antlitz lächelte. Unter den bleichen Lippen sah man die weißen, kleinen Zähne hervorstechen, und in den Mundwinkeln ruhte noch das gewohnte Lächeln.

Weggler mußte, daß er nichts an der Leiche anrühren durfte, bis die Polizei dagewesen war.

Wie gern hätte er den Dolch aus der Wunde gezogen!

Während er noch dies dachte, fiel sein Blick von neuem auf den Griff der Waffe, und er fuhr erschrocken zusammen. Diesen stählernen, mit Gold und Silber eingeleigten Griff kannte er doch.

„Großer Gott“, flüsterte er. „Das ist ja der Dolch, den Cynthia —“

Er wagte nicht, den Gedanken weiter auszusprechen; aber seine Blicke bohrten sich förmlich in diesen kleinen Messergriff, den er so genau kannte, den seine Herrin schon als Mädchen besessen, und den sie später verchenkt hatte. Er wußte nur zu genau, an wen.

Noch bevor er sich von seinem neuen Schrecken erholt hatte, erschien ein Polizeioffizier mit Mannschaften am Ort; bald nach ihm auch der Coroner.

Die erste Frage der Herren lautete natürlich nach dem Gemahl der Lady.

„Lord Wallerton ist noch nicht zurückgekehrt“, berichtete der Housekeeper. „Er kommt aus dem Klub oft erst am andern Tage nach Hause.“

„So weiß er noch gar nichts?“

„Nein, ich fürchte, er weiß noch nichts. Ich habe soeben im Klub telephonisch angefragt, aber man antwortete mir, Mylord sei mit Sir Julius Goodwin fortgeritten, nachdem die Herren die ganze Nacht im Klub zugebracht hätten.“

Weggler brachte diesen Satz mit solcher Betonung hervor, daß es dem Polizeinspektor auffiel.

Der Alte will von vornherein klar machen, dachte er, daß nicht etwa der Gatte etwas von dem Morde wissen kann. „Lord Wallerton kann also ein glänzender Alibi erbringen“, sagte er laut.

Wie der Polizeinspektor dazu kam, auch nur eine Sekunde an ein „Alibi“ für den Gatten der Ermordeten zu denken, das konnte Weggler nicht ahnen.

Der Beamte gehörte jedoch zu den Gesellschaftskreisen, in denen man ziemlich einstimmig Lord Aubrey Wallerton für einen ziemlich leichtfertigen Lebemann hielt.

Nach Beendigung der ersten Besichtigung erlaubte der Inspektor, daß die Leiche aufgehoben und in ihr Schlafzimmer gebracht würde.

Der Coroner entfernte nun den Dolch aus der Wunde und legte ihn achselzuckend auf den Toilettentisch.

„Diese Wunde“, belehrte er den Inspektor, „mußte unmittelbar tödlich wirken.“

Der Stich ist mit so großer Gewalt von oben schräg nach unten geführt, daß man fast annehmen könnte, ein geübter gedigneter Mörder habe einen kunstgerechten Kniff angewendet.“

„Die Sache ist unerklärlich“, antwortete der Beamte, „denn einstimmig sagen die Leute aus, daß kein Mensch gestern abend bei der Lady war. Das Fenster war geschlossen —“

„Aber die Haustür war offen!“ warf Weggler ein.

„Nun ja, natürlich ist der Mörder nicht durch das Schlüsselloch getreten“, erwiderte der Inspektor ärgerlich. „Daß die Tür offen war, macht die Sache durchaus nicht klarer. Ich werde die Untersuchung mit aller Sorgsamkeit einleiten, das versteht sich von selbst.“

„Und wirst nichts finden“, murmelte Weggler zu sich selbst. „Es gibt kaum einen Menschen, der Klarheit in die Angelegenheit bringen kann, höchstens Sherlock Holmes, der berühmte Detektiv.“

Sherlock Holmes — der Name ging von Mund zu Mund, als jedermann begriff, daß hier ein geheimnisvolles Verbrechen vorläge.

„Wird der Lord ihn rufen lassen?“ fragte der erste Diener Bosz das hübsche Stubenmädchen Anne, das sich von ihrem ersten Entsetzen genügend erholt hatte, um nun ihrer lebhaften Neugierde die Zügel schießen zu lassen.

„Wenn es Mylord nicht tute, würde er sich ja verführen. Gott, die arme, liebe Lady. So jung, so schön, so gut, und nun mit kalter Hand ermordet. Es ist herzzerreißend!“

„Still — da kommt Mylord.“

In der Tat kam soeben von der Straße herein der nichtssahnende Gatte der Ermordeten.

Lord Aubry war ein stattlicher, noch junger Herr, dessen feingeschnittenes, den echten englischen Adelsstypus zeigendes Antlitz sehr schön gewesen wäre, wenn nicht ein Zug allzu großen Hochmuts und kalter Gleichgültigkeit den Eindruck verdorben hätte.

Da er die verstörten Gesichter, die weinenden Mädchen und die uniformierten Polizisten sah, mußte ihm sofort die Erkenntnis von einem geschehenen Unglück kommen.

„Was ist los? Was bedeutet das alles?“ stieß er heraus.

Weggler trat vor, sehr bleich und zaghaft:

„Mylord — ein entsetzliches Unglück — die Lady — heute früh fand man die Haustür offen — Mylord lag auf dem Teppich im Salon — ein Dolch —“

Der Lord schwannte auf seinen Füßen und stützte sich auf einen Tisch in der Halle.

„Ein Dolch?“ wiederholte er dumpf. „Sie ist — sie ist — tot?“

Weggler neigte bejahend das Haupt. Dann sprang er auf Lord Aubry zu, der, erdtaub im Gesicht, vorwärts taumelte, um ihn zu stützen.

Gewaltig kämpfte der Aristokrat gegen die Ohnmacht an, die ihn zu umfassen drohte. Nach wenigen Sekunden hatte er seine Fassung wiedererlangt und schritt langsam gegen das Salon vor.

Niemand wagte ihm zu folgen, bis auf Weggler, der mit in das Gemach eintrat und die Tür hinter sich schloß.

Dort auf dem grauen, rosengeblümten Teppich war der dunkle Blutsleck, der so unheimlich von dem Geschehenen Kunde gab. —

„Wo ist meine Frau?“ fragte mit gänzlich veränderter, gebrochener Stimme Wallerton.

„Wir haben sie in ihr Schlafzimmer gebracht, Mylord. Der Arzt hat das Messer aus der Brust gezogen und festgestellt, daß der Tod schon vor Stunden eingetreten sein muß. Der Körper war schon kalt.“

Von Lord Aubrys Lippen brach ein Stöhnen.

„Kalt, schon kalt“, murmelte er, als würde ihm das durch erst das Fürchterliche klar, was ihn betroffen hatte.

„Weggler, Sie waren der Vertraute meiner Frau, sagen Sie mir, haben Sie irgendeine Idee, wie, wer das getan haben könnte?“

„Nein, Mylord, ich habe keine Ahnung. Mylord war gestern in durchaus guter Stimmung.“

Am Nachmittag war die Masse da, wie immer, und um sechs Uhr kam eine Augenblicks Ihrer Lordschafft Cousine, Lady Charlotte, zu Besuch.

Am Abend war Mylord dann allein, hatte auch gar nicht Toilette gemacht, sondern das Dinner in dem weißen Tischtuch eingenommen, das sie noch trug, als wir — wir sie fanden.

Es ist auch kein Geräusch im Hause gehört worden. Das einzige, was auffällt, ist die offene Tür. Denn Bost hat diese, wie immer, zugegeschlossen. Mylord wissen, daß Bost ein zuverlässiger Mann ist.“

„Und ich! Gerade gestern hatte mich Cynthia gebeten, zu Hause zu bleiben. Doch ich lachte nur und ging fort!“

Der Lord hatte das mehr geflüstert als gesprochen, doch Wegglers scharfe Ohren hatten die Worte gehört.

„Lady Wallerton war aber ganz heiter“, sagte er. „Auch sie kann nichts gehabt haben. Es ist nicht anders möglich, als daß Mylord vielleicht einen Brief nach dem Kasten getragen hat, nachdem wir alle zu Bett waren, und daß dann der Fremde eingedrungen ist, weil sie vergessen hatte, den Schlüssel herumzudrehen.“

Lord Aubry stand da, regungslos, die Hand auf dem Türgriff, um den Gang nach Cynthias Schlafzimmer anzutreten.

Im gleichen Augenblick fiel sein Blick auf einen kleinen Gegenstand, der in der Nähe des Schreibtisches auf dem Teppich lag.

Es war nur ein Handschuh, den er jetzt aufhob und in die Tasche steckte, als sei es sein eigener.

Doch seine Hand zitterte dabei. Denn er hatte auf den ersten Blick erkannt, daß es ein fremder Herrenhandschuh war.

Was war das? Um einen Schein noch bleicher, stützte sich der Lord auf die Tischplatte.

„Darf ich Euer Herrlichkeit einen Brandy oder sonst eine kleine Stärkung bringen?“ fragte der alte Diener besorgt. „Mylord sehen angegriffen aus.“

„Ich danke, Weggler“, erwiderte mit veränderter Stimme Aubry. „Gehen Sie nur, ich brauche keinen Beistand, nur sorgen Sie dafür, daß ich nicht von Ungewissen belästigt werde.“

Die Tür schloß sich hinter ihm, und mit schweren, langsamen Schritten begab sich der Lord die Treppe hinauf, nach dem Schlafzimmer, wo die Leiche seiner Gattin ruhte.

2. Kapitel.

Ein indiskreter Windstoß.

Am diesem Morgen war der berühmte Detektiv Sherlock Holmes wie gewöhnlich ausgegangen, um seinen Spaziergang im Royal Botanic, den er bei jedem Wetter vor dem Frühstück unternahm, nicht zu versäumen.

Es war außerordentlich dunkel heute, und die Londoner Straßen boten einen noch freudloseren Anblick als sonst, da die Laternen kaum Licht verbreiten konnten, und die wenigen Gestalten, die zu dieser frühen Stunde dahineilten, mehr wie Geister als Menschen ausahen.

Der Detektiv zog fröstelnd seinen Mantel fester um sich zusammen und murmelte:

„Wahrhaftig, ein merkwürdiges Verlangen von meinem Doktor, daß ich so vor dem Frühstück herumlaufe. Ich soll es dadurch erzwingen, Appetit zu meinem ersten Mahl zu bekommen — bei meinem Beruf vergeht einem aber wahrhaftig oft der Hunger. Wenn ich nicht, je älter ich werde, um so leidenschaftlicher in meiner ‚Jagdpassion‘ würde, so hätte ich längst die Sache an den Nagel gehängt. Aber es geht mir in der Tat wie allen passionierten Jägern, nur ist das Wild, das ich jage, nicht gerade das edelste.“

Er war durch seine eigenen Gedanken in bessere Laune gekommen und ließ den scharfen Blick umherschweifen, als müßte ihm hier auf der Straße irgendein interessanter Fall begegnen.

Doch nichts dergleichen geschah. Nur einzelne schwankende Gestalten kamen aus dem Bars heraus.

Unter den Passanten fiel ihm eine Dame auf, die aus einer Nebenstraße in den „Strand“ einbog und vor ihm herschritt.

Ihr Gang fiel ihm auf; denn es war eigentlich nicht das Tempo einer Dame, wenngleich die Schritte klein und trippelnd waren. Sie waren beinahe unnatürlich geziert. Die modernen Damen hatten einen mehr ausschreitenden, sicheren Gang.

„Brillante Erscheinung“, dachte Sherlock Holmes, „und höchst eleganter Mantel mit Zobelbesatz, hm, hm, was will so luxuriöses Zeug zu solcher Stunde auf der Straße?“

Unwillkürlich blieb er hinter der Gestalt und beobachtete sie weiter.

Die Dame war ziemlich groß und schlank, doch von ihrem Gesicht und Haar konnte man nichts erkennen, denn ein dichter Schleier fiel von der Hutkrempe herab.

„Ein Automobilschleier“, fuhr Sherlock Holmes in seinem Gedankengange fort. „Das scheint zu bedeuten, daß diese schlanke Dame gestern abend eine Autotour gemacht hat und sich vielleicht dabei recht verspätete. Wer weiß, welche Unannehmlichkeiten sie zu Hause erwarten. Am Ende gar ein betrogener Ehemann, dem die Holde erzählen wird, daß sie bei irgendeiner Freundin —“

In diesem Augenblicke hob ein plötzlicher Windstoß den braunen Schleier hoch, und der Detektiv sah einen Hinterkopf, der mit kurz geschnittenem, dunkelblondem Haar bedeckt war.

„Hallo!“ dachte er. „Die Dame trägt einen sogenannten Tituskopf?“

Er beschleunigte seinen Schritt, trug aber dabei Sorge, den Kragen seines Mantels so hochzuklappen, daß man von seinem Gesicht nichts mehr sah als die von der Kälte gerötete Nase

Offenbar ahnte die Dame nicht, daß sie die Aufmerksamkeit eines Menschen erregt hatte. Ein wenig vornübergebeugt, ging sie weiter, bog dann in eine Seitenstraße ein und wurde hier an der Ecke von einem neuen Windstoß gepackt, der ihr wirbelnd entgegenkam.

Flugs drehte sich Sherlock Holmes um, und richtig — der Schleier der Dame flog von neuem hoch — eine einzige Sekunde nur, doch hatte das genügt, um eine merkwürdige Entdeckung für den beobachtenden Holmes herbeizuführen.

„Ich dachte es mir beinahe“, murmelte er. „Man will ich doch sehen, wo diese sonderbare Spaziergängerin bleibt, und dann kann ich nach Hause gehen und mein wohlverdientes Frühstück zu mir nehmen.“

Wenn der große Detektiv indessen glaubte, daß die Dame endlich in einem Hause verschwinden würde, so irrte er sich.

Es dauerte nicht lange, und sie kehrte auf einem Kreiswege wieder in die Nebenstraße zurück, aus der sie in den Strand eingebogen war.

„Goddam“, knurrte der Detektiv, „das wird mir nachgerade langweilig. Ich werde jemand anders beauftragen, die Holde im Auge zu behalten, denn ganz geheuer ist sie mir nicht.“

Suchend blickte er um sich, da trat aus einem Wirtshause ein verkommener aussehender Mann heraus, dessen unrasiertes Kinn und schlechte Kleidung einen verdächtigen Eindruck machten.

„Nst, Clarence“, rief leise Sherlock Holmes.

Der Mann blieb stehen, kam dann auf den Rufenden zu und fragte in halbblauem Tone:

„Nanu, Meister? Haben Sie etwa auf mich gewartet?“

„Nein, mein Freund, das wäre nicht gut möglich gewesen, da ich nicht ahnte, daß Sie hier drinnen waren. Haben Sie irgend etwas herausbekommen?“

„Noch nicht. Es war eine anstrengende Nacht, aber genügt hat sie mir nichts. Die Kerle —“

„Schon gut, Clarence, Sie können mir nachher berichten. Jetzt können Sie mir einen andern Dienst leisten. Sehen Sie diese Dame dort gehen?“

„Die mit dem Schleier aufgetastet ist?“

„Dawohl, und die so komische, kleine Schritte nimmt. Folgen Sie ihr, bitte, lassen Sie sie nicht aus den Augen. Ich möchte wissen, wo sie schließlich hingeraten wird, sie wandert seit einer halben Stunde im Kreise herum.“

„Gut, ich werde ihr folgen, obgleich ich nicht einsehe, na, schon recht, Mr. Holmes. Wenn Sie etwas verlangen, so haben Sie schon Ihre Gründe dazu.“

„Gründe kann man es eigentlich nicht nennen, Clarence, nur hat es mich gewundert, daß dieser feine Zobelpelz so früh auf der Straße herumlief. Und dann habe ich gesehen —“

Sherlock Holmes beugte sich vor und flüsterte dem andern etwas ins Ohr, worauf dieser in ein unterdrücktes Gelächter ausbrach.

„Also, kommen Sie nachher zu mir, Clarence“, schloß der Detektiv, „ich werde den ganzen Vormittag zu Hause sein. Berichten Sie mir, wo die Dame geblieben ist. Wollen einhelfen.“

Harry Tagon wartete mit dem Tee schon und breitete gerade die Morgenpost für ihn auf dem Schreibtisch aus, als sein Meister eintrat.

„Verstirft kalt heut, Harry! Hast du noch etwas heißen Tee für mich übrig gelassen?“

„Ich habe gewartet, Mr. Holmes.“

„Briefe da?“

„Nur ganz Unwichtiges. Stärken Sie sich nur erst; weshalb lächeln Sie denn so vergnügt?“

„Weil ich mich auf diese stille Stunde freue. Wer weiß, was schon um neun Uhr für eine Neugier einläuft. Mein Morgentee und danach meine gemüthliche Pfeife — weiß der Teufel, Harry, da klopft es unten an der Haustür.“

Harry Tagon eilte hinaus und flüsterte der Wirtschafterin zu, daß unter keinen Umständen Mr. Holmes vor einer Viertelsunde zu sprechen sei. Er solle und müsse erst in Ruhe frühstücken.

„Mein Sohn“, bemerkte der Detektiv, der hastig eine Tasse Tee hinunterstürzte, „ich höre bis hier herauf, daß unsere gute Mrs. Bonnet einen Besucher abweist, der dringend mich zu sprechen wünscht! Pflicht geht vor Vergnügen. Laß den Besucher draußen im Wohnzimmer warten, aber schicke niemand fort, der vielleicht in Angst und Not ist.“

Wenige Minuten später stand er vor seinem frühen Besucher, der kein anderer war, als der Housekeeper Weggler.

In fliegenden Worten berichtete er, was geschehen war, und fügte hinzu:

„Ich selbst habe es bei meinem Herrn durchgesehen, daß Sie gerufen werden, um Licht in die Sache zu bringen. Aber ich bitte Sie, Mr. Holmes, lassen Sie nicht beim armen Lord Unschuldige verdächtigen. Er ist mißtrauisch; er wird wahrscheinlich irgendein Glied des Haushalts beschuldigen. Ich schwöre es Ihnen, daß keiner von den Angestellten der Mörder gewesen ist.“

„Sie sprechen so sicher, Mr. Weggler. Haben Sie selbst irgendeinen Anlaß, den Schuldigen außerhalb des Hauses zu vermuten?“

„Ich weiß nichts, Mr. Holmes. Ich vermute nur.“

Scharf ruhten die Augen des Detektivs auf dem Sprecher, und Sherlock Holmes entging nicht das Zittern der faltigen Augenlider, die halb niedergeschlagen waren.

„Wenn ich Sie nicht seit Jahren kenne, Weggler“, erwiderte Sherlock Holmes, „so würde Ihre Miene mich

fast glauben lassen, daß Sie soeben nicht die Wahrheit gesprochen haben. Nun, nun, nichts für ungut! Jedermann kommt einmal in solche Lage.

Also, wenn Sie sagen, daß Sie keine Idee von dem Mörder haben, so muß ich Ihnen das glauben, bis ich vielleicht entdecke, daß Sie zwar einen bestimmten Verdacht hatten, aber aus guten Gründen sich nicht äußern wollten.“

Helle Röthe breitete sich über Wegglers ehrliches Gesicht aus.

Sherlock Holmes hatte sich inzwischen schon wieder seinen Mantel angezogen und nahm jetzt Hut und Stock.

„Nun, so kommen Sie, lieber Freund. Unterwegs können wir ja weiter plaudern.“

Dabei dachte er folgendes: „Ich werde eine Gelegenheit suchen und finden, um den Allen redselig zu machen. Es ist doch ganz klar, daß er mir einen Wink geben könnte, wenn er wollte. Ich muß nur erst herausbekommen, wem zu Liebe er schweigt, ob wegen seiner toten Herrin oder wem sonst zu Gefallen.“

In dem Palais angekommen, fand der Detektiv niemand mehr vor. Die Polizeibeamten hatten sich nach Aufnahme der Protokolle entfernt, ebenso der Coroner.

Selbst Lord Wallerton war nicht gleich zu sprechen. Post bestellte, daß Mylord bitten lasse, Mr. Holmes möge erst ohne ihn alle nötigen Feststellungen machen. Er sei nachher für ihn in seinem Arbeitszimmer zu sprechen.

In dem Boudoir, das der Detektiv zunächst untersuchte, fand er nichts Bemerkenswerthes. Die Blutsflecken, die alle übrigen Hausbewohner mit Grauen und Schrecken betrachteten, ließen ihn kalt.

Auf Lady Cynthia's Schreibtisch lagen einige Briefbogen, unbeschrieben, mit ihrem Doppelwappen verziert. Nur auf einem einzigen hatte sie mit ihrer hübschen, steilen Handschrift das Datum des Tages geschrieben: 12. Dezember 190 . . .

Sherlock Holmes steckte das Blatt zu sich. Er konnte vielleicht bei irgendeiner Gelegenheit eine Probe der Handschrift gebrauchen.

Ein zweiter Blick auf den Schreibtisch ließ ihn noch ein anderes Blatt entdecken, nämlich ein fast neues, dickes Eschblatt, auf dem nur wenige Zeilen abgedruckt waren. Auch das barg er in seiner Tasche.

„Weshalb stecken Sie das Eschblatt ein?“ fragte Weggler unruhig.

Sherlock Holmes blickte ihn groß und gelassen an: „Haben Sie etwas dagegen, Weggler? Ich soll herausfinden, wer Ihre Herrin ermordet hat. Wenn Sie mir Schwierigkeiten machen wollen, so kann ich ebenjogt gleich die Untersuchung niederlegen.“

„Nein, Mr. Holmes, so war es nicht gemeint. Es ist nur — ich wünschte, ich könnte Ihnen erklären —“

„Nun, in drei Teufels Namen, so sprechen Sie doch!“

rief der Detektiv ungeduldig. „Ich merke längst, daß Sie die Geheimnisse der Lady kannten und sie mir nicht verraten wollen. Sie täten aber hundertmal besser daran, wenn Sie offen zu mir wären! Sagen Sie es frei heraus — hat die Lady ein Liebesverhältnis gehabt?“

„Ein Liebesverhältnis? Mr. Holmes, ich weiß nicht, in der Tat nicht, ob man es so nennen darf. Aber soviel ich weiß, daß sie manchmal an einen Herrn geschrieben hat, ohne daß es ihr Gatte wissen durfte.“

„Lebte dieser Herr in London?“

„Ja, wenigstens einen Teil des Jahres.“

„Besuchte er die Lady zuweilen?“

„Nein, niemals, wenn sie allein war.“

„Können Sie das mit Bestimmtheit behaupten?“

„Ich kann es beschwören, das heißt, ich kann es beschwören, daß niemals der Herr ins Haus kam, solange ich hier diene, ohne daß Mylord zugegen war.“

Sherlock Holmes schüttelte mißbilligend den Kopf:

„Wie unbedacht doch selbst die gewissenhaftesten Leute reden können! Auch dies dürften Sie doch nicht beschwören, sondern Sie könnten höchstens einen Eid darauf ablegen, daß Sie niemals einen solchen Besucher gesehen haben.“

„Well, das heißt aber daselbe! Ich nehme doch niemals Urlaub, und es kommt den ganzen Tag kein Besuch ins Haus, den ich nicht anmelde.“

„Den ganzen Tag? Gut. Wie aber, wenn nun einmal des Nachts ein solcher vorgelassen würde?“

Besürzt blickte ihn der Alte an.

„Sie selbst“, fuhr der Detektiv fort, „sagten mir, daß die Tür offen war. Die Lady kann sie doch geöffnet haben, um einen Besucher einzulassen.“

„Nein, nein, Mister, Lady Wallerton war nach ihren ganzen Charaktereigenschaften nicht derartig veranlagt, und außerdem, Mr. Holmes, wie können Sie glauben, daß den Mord gerade jemand begangen haben sollte, der mit der Lady ein Liebesverhältnis hatte. Das ist doch gar zu widersinnig!“

„Vielleicht nicht so ganz. Doch darüber sprechen wir ein andermal. Ich möchte jetzt die Leiche sehen und die Waffe, mit welcher der Stoß geführt wurde.“

Wegger führte den Detektiv hinauf in das Schlafzimmer der Ermordeten und gab ihm den Dolch.

Aufmerksam betrachtete jener ihn.

„Orientalische Arbeit“, murmelte er. „Nichts Englisches, auch keine spanische Klinge. Diese Waffe ist wahrscheinlich in Persien oder auch Arabien gemacht. Hat sie etwa der Lady gehört?“

„Nun denken Sie wohl gar an Selbstmord? Wenn Sie meine Lady gekannt hätten.“

„Wer sagt denn, daß ich an Selbstmord denke? Ich fragte nur so, weil ja die Waffe an der Wand gehangen

oder irgendwo gelegen haben könnte, so daß sie der Mörder bequem zur Hand hatte.“

„Nein, sie gehörte nicht der Lady.“

Die Worte kamen fest und sicher aus Weggers Mund, und doch dachte er dabei zitternd: „Aber sie hat ihr einst gehört! Und sie hat den Dolch verschenkt.“

Sherlock Holmes steckte die Waffe zu sich, wie vorher das Löschblatt und das Papier.

Dann erst wandte er sich der Leiche zu, die inzwischen von den Josen entkleidet und auf das Lager gebettet war.

Langsam betrachtete er das schöne Gesicht und die feinen Hände, an denen keine Ringe außer dem Trauring steckten.

Seinen Späherblicken entging nichts, er suchte, ob er ein Zeichen entdecken würde, daß vielleicht auf einen Kampf schließen ließe.

Zuletzt nahm er die Kleider auf, die über einen Stuhl geworfen dalagen, und betrachtete aufmerksam die großen Blutflecken daran.

In der Kleider Tasche fand sich ein Spigentaschentuch, das mit Rosenparfüm, ganz wie das Boudoir, getränkt war. Sonst nichts, kein Zettel, kein anderes Zeichen.

Doch halt, der Saum des weißleidenen Rockes war nicht ganz tadellos; ohne gerade schmutzig zu sein, zeigte er die Spuren von Nässe, so, als ob er hier den Schnee gestreift hätte.

Sherlock Holmes rief durch ein Klingelzeichen die Jose herbei.

Anne trat ein und fragte nach seinen Wünschen.

„Sagen Sie mir“, fragte Sherlock Holmes, „ist dieses Kleid schon lange getragen gewesen oder war es neu?“

„Es war neu, Mr. Holmes. Mylady hatte es erst einige Nachmittage im Hause getragen.“

„So so. Also ausgegangen ist sie noch nicht damit?“

„Aber, Mister, mit einem solchen Kleide kann doch keine Dame ausgehen! Es ist ja nur ein sogenanntes Teefleid.“

„Well, das dachte ich mir schon. Nun möchte ich noch wissen, ob Ihre Lady gestern den ganzen Tag zu Hause geblieben ist?“

„Sie ging gestern nicht aus. Am Nachmittag wollte sie erst einen Spaziergang machen, aber sie besann sich dann und meinte, das Wetter sei ihr zu schlecht.“

„Kann die Lady nicht einen Brief bekommen haben, der sie am Nachmittag trotzdem zum Ausgehen veranlassen sollte?“

„Nein, Mylady erhielt sehr selten Briefe, und gerade gestern kam keiner an. Ich brachte ihr ja stets die Post selbst mit dem Frühstück.“

„Aber wie war es mit Besuchen? Daß eine Verwandte des Lords da war, weiß ich bereits. Ist sonst jemand gekommen? Vielleicht auch eine Modistin oder dergleichen?“

„Nein, Herr, es kam niemand. Doch, dort kommt Mylord, wollen Sie noch mehr von mir wissen oder soll ich jetzt gehen?“

In der Tür stand in der Tat Lord Aubry, sehr blaß, aber sehr ruhig und ohne merkbare Ermüdung.

3. Kapitel.

Die Banknoten.

„Mr. Holmes“, sprach der Lord mit leiser, jedoch fester Stimme, „bitte, kommen Sie mit mir herunter. Ich möchte nicht gerade in diesem Zimmer mit Ihnen reden.“

In dem dunkel getäfelten, hohen Arbeitsgemach des Hausherrn angelangt, sagte der Lord:

„Sie kennen mich bereits, Mr. Holmes, wenn wir uns auch nur erst einmal im Hause von Freunden begegnet sind. Ich möchte Ihnen aber von vornherein sagen, daß ich das größte Vertrauen zu Ihnen habe und Sie deshalb in alle meine Geheimnisse einzuweihen gedenke.“

„Es ist das Beste, was Sie tun können, Mylord. Ich tappe ganz im Dunkeln, wenn ich nicht wenigstens ein wenig Aufklärung über gewisse Dinge erhalte. Der Mord scheint vorläufig ganz rätselhaft.“

„Er ist es in der Tat. Bevor ich spreche, wollen Sie nicht lieber fragen an mich richten?“

Sherlock Holmes zögerte.

„Die Frage, welche ich stellen möchte“, sagte er leise, „wäre sehr delikater Natur. Sie wird Ihnen sogar ungeheuer indiskret erscheinen. Aber Sie werden versprechen, daß ich nicht zarte Rücksichten walten lassen darf, wenn alles darauf ankommt, über den Fall die nötige Aufklärung zu bringen.“

„Fragen Sie auf jede Gefahr hin, Mr. Holmes“, lautete die gefasste Antwort.

„Nun denn — hatten Sie jemals Grund, an der Treue Ihrer Gemahlin zu zweifeln?“

Rasch kam die Antwort: „Niemals, Mr. Holmes!“

„Well, man braucht ja nicht gerade an Ehebruch zu denken. Ich frage Sie weiter: ob Sie sicher sind, daß Ihnen das Herz Ihrer Gattin gehörte?“

„Nein, Mr. Holmes. Dessen bin ich nicht sicher. Und das ist eben das Geheimnis, von dem ich Ihnen sprechen wollte.“

„Gut, Mylord, ich höre.“

„Meine Gattin“, begann Aubry mit verhaltener Stimme, „war noch so sehr jung, als ich sie heiratete. Sie war die verwöhnte Tochter eines Landadelmannes, alle Welt machte ihr den Hof, und als sie das erstmal in die Londoner Gesellschaft eingeführt und bei Hofe

vorgeführt wurde, feierte man sie als das schönste Mädchen, das seit Jahren in diesen Kreisen erschienen war.

Damals verliebte ich mich wahnsinnig in sie, und sie erwiderte meine Leidenschaft, so schien es wenigstens, da sie meine Werbung sofort annahm.

Dann heirateten wir, bezogen dieses Stadthaus, brachten aber inuner den Herbst auf meinem Schlosse in Wales zu.“

„Sie selbst, Mylord, wurden dann Ihrer schönen Gattin bald überdrüssig.“

Errötdend schüttelte Aubry das Haupt:

„So war es nicht. Ich liebte eigentlich Cynthia immer noch wie am ersten Tage, aber — das liegt bei uns nun einmal im Blute — ich amüsierte mich so nebenbei auch einmal mit der einen oder andern leichtfertigen Schönen. Im Klub ist wohl nicht ein einziger Standesgenosse, der es anders treibt.“

„Ich weiß das“, erwiderte ernst der Detektiv. „Es gehört ganz besonders viel Charakter dazu, unter den landläufigen Gebräuchen treu als Ehemann zu bleiben. Trotzdem aber erwarteten Sie natürlich, daß Lady Cynthia sich um niemand anders kümmern sollte?“

„Ich ließ sie gewähren, soweit das üblich ist in unsern Kreisen. Sie hatte natürlich unendlich viel Kurmacher, aber ich wußte, daß keinem von ihnen ihr Herz gehörte, daß sie auch keinem nur die allergeringste Günstigkeit werden ließ.“

Ein einziger Mensch auf der weiten Welt erregte zuweilen meine Eifersucht, und das war —“

Der Lord hielt inne und biß sich auf die Lippen. Endlich fuhr er fort:

„Das war mein Vetter Antony Beverly.“

„Ah, der „reiche“ Beverly!“

„Ja, der Nichtstuer war stets um Cynthia herum, und sie unterhielt sich gern mit ihm, das weiß ich. Nebenbei bemerkt, besitzt er keine so großen Reichtümer wie die Fama flüstert.“

„So so! Well, ein Wunder ist es wohl kaum, daß jemand, der so verschwendunglich lebt und noch dazu spielt, selbst ein so riesiges Vermögen durchbringt, wie es Herr Beverly besaß. Ist dieser Herr in London?“

Ein Blick des Hasses fuhr aus Aubrys Augen:

„Ja, er ist in London, und ich bin überzeugt, daß er heimlich meine Frau besucht hat.“

„Geschah das wohl des öfteren?“

„Genauer kann ich Ihnen nicht darüber sagen“, antwortete der Lord achselzuckend, „aber, ich nehme an, daß es so war.“

„Und — gestern?“

Der Lord zog langsam und mit stichlichem Widerstreben einen Herrenhandschuh hervor und gab ihn dem Detektiv.

„Diesen Handschuh“, sprach er dumpf, „sand ich heute früh im Zimmer meiner Frau.“

Sherlock Holmes betrachtete das Corpus delicti. Es war aus sehr feinem fämischen Leder gearbeitet und trug auf der Innenseite anstatt der gewohnten Nummer ein Monogramm. Dieses lautete A. B.; eine Krone war darüber gedruckt.

„Sie erkennen den Handschuh?“ fragte der Detektiv.

„Es ist unmöglich, daß er einem andern gehört. Mein Vetter kauft niemals fertige Handschuhe, sondern läßt sie stets für sich arbeiten; dieses Monogramm mit der Krone (welche sich wohl auf seine zukünftige Baronetie bezieht) wird in jedes Paar hineingedruckt.“

„Und heute früh fanden Sie den Handschuh im Zimmer Ihrer Frau Gemahlin? Sie glauben also, daß Ihr Vetter gestern Abend hier war, obwohl alle Dienstboten aussagen, daß kein Besuch gekommen ist?“

„Kein Besuch bis elf Uhr, Mr. Holmes. Doch heute fand die Haustür offen, meine Frau war noch spät wach. Sie kann jenen eingelassen haben. Vielleicht wurde er zudringlich, und Cynthia wird sich gewehrt haben. Dann — dann —“

„Ha! Sie halten Ihren Vetter für den Mörder!“

„Kann ich anders? Sehen Sie nicht, daß ich mich geradezu blind stellen müßte, wenn ich nicht diesen Beweis hier als das erkennen wollte, was er ist?“

Sherlock Holmes schüttelte bedächtig den Kopf:

„Der Handschuh kann höchstens als Beweis gelten, daß gestern Abend spät Mr. Beverly noch hier war. Aber daß er der Mörder war, erscheint mir höchst unwahrscheinlich. Der Mann hat Ihre Gattin geliebt, sagen Sie. Tödet man die Frau, die man liebt?“

„Antony ist jähzornig, er verliert vollkommen die Besinnung, wenn er in Wut gerät. Außerdem halte ich es gar nicht für ausgeschlossen, daß er meine Frau um Geld gebeten hat, sie ihm dies aber abschlug und er dadurch dermaßen in Zorn versetzt wurde, daß er zuschlug.“

„Dann müßten wir vor allem feststellen, ob der Döhl, der in der Todeswunde steckte, sein Eigentum war.“

„Das tun Sie nur. Stellen Sie das nur fest, Mr. Holmes. Ich für meinen Teil zweifle nicht mehr an der Schuld jenes Menschen. Das einzige, was ich nicht begreife, ist nur, wie kam Antony so spät Abends hier in das Haus? Wenn er geklopft hätte, so würden es die Diensthofen gehört haben.“

Freilich, wenn er im Einverständnis mit Cynthia handelte, dann war es ja sehr einfach, daß sie ihn einließ.“

Der Detektiv erhob sich.

„Ich darf keine Minute verlieren, Mylord. Zunächst will ich feststellen, wo Mr. Beverly heute Nacht war; dann muß ich den Eigentümer des Dolches finden, und endlich habe ich noch einige Spuren, über die ich zunächst nicht

sprechen möchte, die mir aber mindestens so wichtig scheinen wie die Ihren.“

Bei diesen Worten erhob sich der große Kriminalist und verließ den Lord, der ganz gebrochen sitzen blieb.

Bevor er aus der Halle ging, winkte Sherlock Holmes noch einmal Weggler heran.

„Hören Sie, Freundchen“, sprach er leise, „es scheint, daß Lord Wallerton ahnt, wem der Dolch gehörte. Er glaubt, daß Mr. Antony Beverly der Besitzer war.“

Weggler schrak zusammen und wechselte die Farbe.

„Woher weiß er das?“

Ein schwaches Lächeln zuckte um die Lippen des Detektivs.

„Es ist also richtig! Nun, ich sehe, daß Sie es ebenfalls wußten. Warum verheimlichten Sie mir die Tatsache?“

„Mr. Holmes, ich bitte Sie, denken Sie nicht, daß ich Ihnen etwas verhehlen wollte. Wie der Dolch wieder hierherkam, kann ich nicht erklären. Ich weiß nur soviel, daß ihn Lady Cynthia Mr. Beverly geschenkt hat; vor einiger Zeit hörte ich, daß sie mehrmals halb scherzend gesagt hat: „Ich wünschte, ich hätte das Messer nicht geschenkt. Ich will versuchen, es zurückzuerhalten!“

„Ach so! Und da dachten Sie —“

„Jawohl, ich meinte, als ich den Dolch erkannte, die Lady habe sich wirklich von neuem in den Besitz desselben gesetzt. Der Mörder habe ihn vorgefunden und ihn zur Tat benutzt.“

„Sie glauben also nicht, daß Mr. Beverly der Täter sein könnte?“

„Sie kennen Mr. Beverly wohl nicht? Er ist lustig, leichtsinnig, rennt den schönen Frauen nach — aber ein Mörder kann er nicht sein.“

„Es ist aber höchstwahrscheinlich, daß er diese Nacht hier im Hause war, Weggler.“

„Auch das glaube ich nicht. Weshalb denken Sie das?“

„Das werde ich Ihnen ein andermal erzählen. — Genug jetzt an dem, was ich weiß. Sie brauchen zu niemand davon zu sprechen, daß ich und Sie wissen, wem die Waffe gehörte. Sorgen Sie dafür, daß im Hause kein unnötiges Geschwätz gemacht wird und erwarten Sie mich in einigen Stunden zurück.“

„Sehr wohl, Mr. Holmes. Bitte, noch ein Wort: hat Mylord das Geld eigentlich erwähnt?“

„Das Geld? Welches denn?“

„Mylord hatte gestern früh zweitausend Pfund bekommen und sie in seinem Schreibtisch verwahrt. Ich dachte, Se. Lordschaft hätte vielleicht gleich nachgesehen, ob es da ist. Wenn das Geld fehlt, könnte man doch an einen Raubmord denken.“

„Das könnte man, dann müßte aber jemand von dem Gelde gewußt haben!“

„Das glaube ich nicht, wenigstens niemand hier im Hause. Aber, wenn nun wirklich Mylady selbst die Tür aufgeschlossen hätte, zum Beispiel, um einen Brief fortzutragen oder dergleichen?“

„Tat sie so etwas zuweilen, Weggler?“

„Einmal habe ich es gesehen. Ich konnte nicht schlafen und sah aus dem Fenster, als ich es bemerkte. Ich meine nun, wenn die Lady in der Nacht an den Briefkasten gegangen wäre, hätte doch ein Verbrecher in das Haus dringen und die Tat begehen können.“

„Gewiß, Weggler, und zwar einer, der wußte, daß viel Geld im Hause war.“

Damit verabschiedete sich der Detektiv mit größter Eile.

„Die Banknoten“, murmelte der Zurückbleibende.

„Ich weiß nicht, wie es kommt, aber es will mir nicht aus dem Sinn, daß irgendwie das viele Geld mit dem Mord zusammenhängt. Es waren doch immerhin zweitausend Pfund.“

Mylord machte eine so spöttische Bemerkung darüber, als er sie in Gegenwart der Lady in seinen Schreibtisch einschloß.

Ich muß mich auf den Wortlaut besinnen. Wie jagte er doch? „Gewisse Leute würden dies wieder nur eine lächerliche Bagatelle nennen, nicht wahr, Cynthia?“

Mylady warf darauf den Kopf in den Nacken und antwortete: „Gewisse Leute sollten nicht über andere reden, solange sie selbst spielen und die Zeit tötshlagen.“

Ja, ja“, flüsterte der alte Mann vor sich hin, während er wieder in das Totenzimmer hinaufging, „das waren seine Worte! Ich will sie mir aufschreiben. Wer weiß, ob Mr. Holmes nicht Gebrauch davon machen kann.“

4. Kapitel.

Die Dame mit dem Schleier.

Der Stroch, welchen Sherlock Holmes beauftragt hatte, der verdächtigen Dame zu folgen, hatte seine liebe Not damit.

Sicher hatte die verschleierte Schöne gemerkt, daß man sie beobachtete, denn sie schritt unruhig hin und her, blieb bald stehen, bald eilte sie um so schneller weiter, bis sie endlich in eine solchen auftauchende Droschke stieg und dem Kutscher zurief:

„Victoria Station!“

„Meiner Tren“, dachte der mit Clarence vorhin Angeredete, „das ist doch ein recht alter Kniff, daß die Gute denkt, sie wird mir auf dem Bahnhof mit seinen verschiedenen Ausgängen entschlipfen. Das wollen wir gleich verhindern.“

Nach er winkte einem Cab und fuhr der Dame nach.

Vor dem Bahnhof herrschte ein Durcheinander von Gefährten und Gepäckträgern.

Rasch überflog das Auge des Anlangenden die Reihen, und merkwürdigerweise schien es jetzt gar nicht mehr trübe, sondern im Gegenteil, lebhaft und intelligent.

„Da ist ja Jimmy!“ murmelte er vergnügt, während er heraussprang und seinen Kutscher ablohtete. Dabei rief er schon über die Köpfe einiger anderer hinweg:

„Jimmy, baldwore mal aus, wo die Schicksie hintippelt.“

Jimmy, einer der riesigen Gepäckträger, zwinkerte ihm zu und folgte mit seinem breiten, wiegenden Gange der Verschleiertein.

Sie nahm ihren Gang, ganz, wie es Clarence vermutet hatte, durch den Bahnhof hindurch und gelangte nach verschiedenen Kreuz- und Querverwegen wieder zu dem östlichen Ausgange.

Hier lief sie schnell auf eine Droschke zu, bestieg sie eilig und fuhr fort — der Gepäckträger hinterdrein, nachdem er einem Kutscher zugerufen hatte: „Nicht aus den Augen lassen, Com! Fahr’ geschickt, und wenn sie hält, halte so, daß sie es nicht merkt.“

Es war schließlich neun Uhr geworden, als endlich die verschleierte Dame vor einem schmalen, hohen Hause abstieg, auf dessen Vorderwand in altmodischen Buchstaben zu lesen war: Kuriositätenladen von Tobias Mercy.

Die Dame ging durch die Haustür, und der Gepäckträger, der ihr vorichtig folgte, hörte, wie sie im ersten Stock klingelte und gleich darauf jemand die Tür öffnete.

„Was wünschen Sie?“ fragte eine Stimme.

„Erkennst du mich denn nicht, Carrie? Ich bin es, Patrick“, erfolgte die Antwort in einem tiefen Baß.

Ein leichter Aufschrei, dann erscholl ein kräftiger Kuß. Weiter konnte der Forscher nichts erlauschen und, sich wieder nach dem Bahnhof begebend, erzählte er eine Viertelstunde später Clarence das Vorgehende.

Dieser schrieb sich die Adresse des Hauses, wo die Dame verschwunden war, in ein Notizbuch, das allerdings in seinem Aussehen nicht zu der übrigen Erscheinung des Mannes paßte. Hierauf fuhr er mit dem nächsten Omnibus nach der Bakerstreet, wo Sherlock Holmes wohnte.

Der Detektiv diktierte eben seinem Gehilfen einen Brief, als Clarence eintrat.

„Ich habe Ihren Auftrag ausgeführt, Mr. Holmes“, begann er; „die Person im eleganten Mantel war keine Dame, sondern ein Herr.“

„Well, das dachte ich mir. Haben Sie gesehen, wo sie geblieben ist?“

„Ich müßte ein schlechter Schüler von Ihnen sein, Meister, wenn ich das nicht gesehen hätte. Hier ist die Adresse aufgeschrieben, wo sie gegen neun Uhr im ersten Stock verschwand.“

Eine weibliche Person, die der Verkleidete mit Carrie anredete, öffnete ihm. Er nannte sich Patrick, und er blieb bei ihr, nachdem sie sich so laut gefügt hatten, daß es sein Gewährsmann unten im Flur hörte."

Der Detektiv las die Straße und Hausnummer und murmelte:

"Südlerstreet 49? Der Kuriositätenladen? Den kenne ich doch — warte einen Augenblick, Harry, ich muß mir hier erst klar werden."

Er nahm sein Notizbuch vor und blätterte in der Abteilung: „Verdächtige Häuser“. Sehr bald fand er die gesuchte Hausnummer und verfaßte einige Minuten in tiefes Nachdenken.

"Es ist immerhin möglich", flüsterte er. „Ein Zusammenhang ist da nicht ausgeschlossen — ich muß wahrhaftig selber hin!"

"Meister, Sie wollten doch erst zu Antony Beverly gehen?" wagte Harry Tagon zu erinnern.

"Ja, dort muß ich ebenfalls hin. Aber da ich mich nicht in zwei Hälften teilen kann, so wäre es mir lieb, wenn du, mein Sohn, zunächst nach der Wohnung Beverlys fährst und dort so geschickt wie möglich herausbekommen molltest, ob der Herr diese Nacht zu Hause zugebracht hat oder nicht. Falls dies nicht der Fall, so müssen wir zu erfahren suchen, wo er war."

In einer Stunde hoffe ich selbst dort zu sein, bis dahin darf er nicht ausgehen."

Harry blickte etwas betreten seinen Meister an:

"Er darf nicht ausgehen, Mr. Holmes? Aber wie soll ich das verhindern?"

"Du läßt dich bei ihm unter irgendeinem Vorwand melden, sagst, du habest ihm etwas Wichtiges über Lord Wallerton mitzuteilen oder dergleichen, das überlasse ich deiner Erfindungsgabe, Harry. Beweise einmal, daß du der tüchtige Kerl bist, für den ich dich halte."

Nach diesen Worten wandte sich der Detektiv an Clarence und fragte:

"Sie haben Ihre Bekannten unter den Angestellten des Restaurants Biche, nicht wahr? Nun wohl, können Sie mir sagen, ob Mr. Beverly in letzter Zeit dort viel gespielt hat?"

"Ebensoviel wie immer, jawohl, aber nicht mehr."

"Hm, das heißt, ganz gründlich! Das Spiel hat diesen Mann ruiniert; er hat Millionen durchgebracht, und jetzt soll ihm das Wasser bis an den Hals gehen. Nun, wir werden ja sehen, Sie, Clarence, könnten mit mir kommen. Ich will sofort bei dem Kuriositätenhändler ein wenig hinter die Kulissen schauen."

So verließen alle drei die Wohnung und trennten sich auf der Straße in zwei Parteien.

Sherlock Holmes hief seinen Gefährten, vor jenem schmalen Hause angekommen, unten warten und ging in den Laden hinein.

Ein alter, triefängiger Mann, den der Detektiv schon kannte, kauerte hinter dem Ladentisch und fragte, ohne sich zu erheben, nach dem Begehr des Besuchers.

"Well, Mr. Mercy, Sie kennen mich nicht mehr? Ich bin der Geigenvirtuose, der Ihnen vor zwei Jahren das schöne, alte Instrument abkaufte. Besinnen Sie sich jetzt?"

Diese Frage war nur ein Klopfen auf den Busch. Sherlock Holmes wußte, daß Tobias Mercy beinahe schwachsinmig war, und wollte nur herausbekommen, wie weit diese Krankheit seit dem letzten Jahre vorgeschritten war.

"Geige?" murmelte der Alte. „Es kaufen viele Leute Instrumente bei mir. Wenn ich die behalten wollte. Ich erinnere mich aber, es war eine Amati, nicht wahr?"

Holmes lachte, „Sie sagten, daß es eine Amati sei, aber natürlich war es eine Fälschung. Doch, lassen Sie mich ausreden, ich meine nicht, daß Sie selbst die Fälschung begangen, sondern, daß man auch Sie schon damit betrogen hat. Die Geige ist gut trotz alledem und damit basta."

"Also, wenn sie gut ist, was wollen Sie denn, Mister. Haben Sie heute Wünsche?"

"Ja, ich hätte gern einen alten, geschmitten Schrank, eine Lade, einen Sekretär oder dergleichen. Aber er muß wirklich sehr alt und groß sein. Hier im Laden sehe ich nichts Derartiges."

"Wir haben noch Sachen oben und hinten im Gartenhäuse. Ich will meine Tochter rufen, Herr, die kann Sie heraufführen."

"Bemühen Sie doch Ihre Tochter nicht, können Sie denn nicht mit mir oder kann ich nicht allein hinaufgehen? Dann braucht sie doch nicht erst herunterzukommen."

"Versuchen Sie es, Mister, aber sagen Sie nicht, daß ich Sie geschickt habe. Sie kann böse werden, meine Carrie, wenn man sie stört."

"Was treibt sie denn?"

"Sie will Schauspielerin werden. Verrückte Idee", murmelte der Alte. „Aber, was will ich machen, sie tut, was sie will, und sie und Ida regieren das Haus. Also, über die Straße und dann in das Haus hinein. Adien, mein Herr."

Kaum hatte Sherlock Holmes den Laden verlassen, so eilte der Alte an ein Sprachrohr, das sich in einer dunklen Ecke befand, und rief hinauf:

"Carrie! Goddam, Carrie, kannst du nicht hören?"

"Was ist denn, Vater?" klang es dumpf zurück.

"Es kommt jemand herauf zu dir. Er tut, als wolle er einen Schrank kaufen. Nimm dich in acht. Es ist der verdammte Spürhund Sherlock Holmes!"

"Was will der Kerl bei uns?"

"Weiß ich's? Er dachte wohl, ich erkenne ihn nicht."

„Also sei vorsichtig, und falls du Besuch hast, laß ihn nicht sichtbar werden. Sage es auch Ida.“

„Schon gut, ich weiß ja nun Bescheid.“

Als der Detektiv oben klingelte, öffnete ihm ein kleines Dienstmädchen, das schüchtern sagte, die Miß sei gerade beim Lernen, was der Herr wünsche.“

„Das ist ja eine merkwürdige Art, Käufer zu behandeln“, äußerte Sherlock Holmes ganz laut, in der Absicht, daß man ihn drinnen hören sollte.

„Ich habe erfahren, daß hier verschiedene, alte Schränke zum Verkauf stehen, die möchte ich sehen.“

„Bitte, treten Sie doch ein, mein Herr“, sagte ein junges, gut angezogenes Mädchen, das soeben aus einem Zimmer kam. „Wir haben einige Schränke hier, aber ich weiß nicht, welche Preise Pa dafür nimmt. Wollen Sie sie insprechen ansehen?“

Sie ging ihm voran in das erste Zimmer, wo in der Tat ein von Alter geschwärzter Schrank an der Wand stand.

„Gefällt Ihnen dieser?“ fragte sie.

„Noch nicht ganz. Haben Sie noch mehr?“

„Gewiß, bitte, folgen Sie mir, hier nebenan ist noch einer.“

Das nächste Zimmer war groß, aber fast finstler, denn vor dem einzigen Fenster hing ein dunkler Vorhang.

Der Detektiv ließ seine scharfen Augen fortwährend umherschweifen und bemerkte, daß von einer Tapetentür aus jemand ihn beobachtete.

Unwillkürlich versenkte sich seine Rechte in die Tasche, wo er einen unfehlbaren Revolver verborgen hielt.

„Dies hier“, sagte die junge Dame, die zweite Tochter Ida des alten Händlers, „dies ist ein echter Tiroler Schrank aus dem achtzehnten Jahrhundert. Er ist gut erhalten. Wollen Sie ihn sich auch innen ansehen?“

Bei diesen Worten machte sie Miene, von einem großen Schlüsselbund den schweren, verschnörkelten Schlüssel zu dem alten Möbel hervorzufischen. Aber Sherlock Holmes erhob abwehrend die Hand.

„Lassen Sie nur, das Innere brauche ich nicht zu sehen. Einen Sekretär haben Sie nicht?“

„Auch der ist noch vorhanden, aber dann müssen wir in unsere Schlafstube gehen, und ich weiß nicht, ob meine Schwester — ah, da kommt sie ja schon!“

Aus der Tür des Nebenzimmers trat eine Dame, bei deren Anblick der Detektiv heimlich lächelte.

Er war die Dame mit dem Schleierhut und dem pelzverbräunten Mantel.

Sie wollte mit stummem Gruß an Sherlock Holmes vorübergehen und durch das erste Zimmer verschwinden. Aber der Detektiv trat ihr in den Weg:

„Einen Augenblick, bitte! Ich muß Ihnen schon

die Unbequemlichkeit machen, Sie aufzuhalten. Bitte, heben Sie Ihren Schleier.“

Die Dame fuhr zurück, und Miß Ida trat unterstützt vor:

„Was fällt Ihnen ein, Mäßer? Sind Sie etwa zu solch einem sonderbaren Ansinnen berechtigt? Augenblicklich verlassen Sie die Wohnung!“

„Mit nichts! Ich werde zunächst feststellen, wer sich hinter diesem Schleier verbirgt. Wenn Sie nicht gutwillig meiner Aufforderung Folge leisten, so muß ich mir selbst zu helfen wissen.“

Und mit einem raschen Griff riß Sherlock Holmes den Schleier zur Seite, während zwei Frauenstimmen empört aufschrien.

Aber, was war das?

Ein errötendes Mädchengesicht blickte den Detektiv aus zornfunkelnden Augen an, und eine helle Stimme rief:

„Es scheint, daß hier ein Tollhäusler bei uns eingedrungen ist? Wer sind Sie, mein Herr? Wie dürfen Sie es wagen, mich so zu beleidigen?“

Dabei warf sie den schief stehenden Hut zur Seite, und eine Fülle lichtbrauner Haare ward sichtbar.

Blitzschnell sah Sherlock Holmes, was geschehen war: Entweder Clarence hatte sich getäuscht oder diese Mädchen spielten ihm eine Komödie vor.

Er verlor nicht seine Fassung.

Die Arme verschränkend, nickte er:

„Nicht übel! Sie haben entschiedenes Talent zur Schauspielerei, Miß Carrie, was Sie ja zu werden beabsichtigen. Nur schade, daß Sie diesmal mit Ihrer Verkleidung in eine böse Lage geraten könnten. Ich muß Sie ersuchen, mir zur Polizeiwache zu folgen.“

Wieder erscholl ein Doppelschrei.

„Zur Polizei? Das ist unerhört. Nochmals frage ich Sie, wer Sie sind und was Sie eigentlich hier zu suchen haben?“

„Ich habe hier nicht ‚etwas‘, sondern ‚jemand‘ zu suchen. Ich bin Detektiv. Hier meine Vollmacht. Erklären Sie mir gütlich, woher Sie diesen Pelzmantel haben, der gestohlen ist.“

Verdammt riskiertes Spiel, dachte währenddessen der Detektiv bei sich. Wenn ich jetzt falsch spekuliert habe, so bin ich reingefallen, und die Mädchen können mich zur Verantwortung ziehen.

Miß Carrie ließ sich allerdings nicht verblüffen. Sie schlug ebenfalls die Arme übereinander, und fragte mit eifrigem Spott:

„So! Gestohlen ist mein Mantel? Können Sie mir nicht auch sagen, wo er gestohlen ist? Ich habe die Rechnung über dies Kleidungsstück, und ich bin auch bereit, diese jedem vorzulegen, der berechtigt ist, danach zu fragen. Das aber sind Sie nicht, trotz Ihrer Vollmacht, Mr. Holmes.“

„Sie kennen mich also?“ erwiderte der Detektiv ruhig. „Das ist recht schade. Es hat wirklich seine Unannehmlichkeiten, wenn man zu populär ist! Aber das ändert nichts daran, daß ich wissen muß, wo der Mantel her ist.“

„Machen Sie, daß Sie aus unserer Wohnung herauskommen, verstehen Sie? Ich habe keine Lust, mir Ihre Dreistigkeiten noch länger gefallen zu lassen“, erwiderte sich die Dame.

Sherlock Holmes richtete seinen Revolver ganz gelassen auf Carrie:

„Aus dem Weg!“ herrschte er sie an. „Kein Wort mehr, oder ich schieße. Ich werde Ihre Wohnung einer näheren Besichtigung unterziehen, ob es Ihnen paßt oder nicht.“

Erschrocken traten die Mädchen zurück.

Carrie fand indessen trotz ihres Schreckens noch Zeit, der Schwester zuzuwinken und mit dem Kopfe nach der Treppe zu weisen.

Befriedigt nickte Ida. Dann sagte sie schnippisch zu dem Detektiv:

„Gehen Sie nur, untersuchen Sie nur, schnüffeln Sie nur herum, wie es Ihres Amtes ist! Vielleicht finden Sie noch ein paar gestohlene Mäntel!“

Ohne sich irge machen zu lassen, ging Sherlock Holmes in das nächste Zimmer.

Er sagte sich, daß es so gut wie unmöglich sei, den Gesuchten hier zu finden, denn seit dieser vor einer Stunde hier angekommen war, konnte er ja längst wieder das Haus verlassen haben. Vielleicht war es auch umgekehrt gewesen, als Clarence annahm.

Vielleicht hatte die Männerstimme bei der zärtlichen Begrüßung jemand angehört, der aus der Wohnung heraustrat, während wirklich die Dame im Schleier — aber nein! Der Windstoß hatte ihm doch gezeigt, daß kurzgeschnittenes Haar und ein männliches Gesicht unter dem Schleier verborgen waren!

Seine fruchtlose Untersuchung bald aufgebend, wandte er sich in der Tür noch einmal um:

„Sie werden gut tun, sich zu überlegen, ob es nicht besser ist, mir über den Mantel und diesen Hut dort die Wahrheit zu sagen. Ich weiß, daß heute früh ein anderer diese Sachen getragen hat. Und ich werde alle Helfer dieser Persönlichkeit rückwärtslos verfolgen.“

Dabei ging er schon langsam die Treppe hinunter.

Ida trat an das Geländer und rief ihm in veränderten Tone nach:

„Mr. Holmes, bitte, wenn wir Ihnen noch etwas mitzuteilen haben sollten, wann dürfen wir denn Ihren Besuch erwarten?“

„Sie brauchen bloß an mich zu telefonieren, dann komme ich wieder.“

Leutlos lachend eilte er weiter die Treppe hinunter. Diese beiden geliebten Frauenzimmer wollten ihm wahr-

scheinlich ein Bein stellen, ihn in eine Falle locken, wenn er etwa so unvorsichtig wäre, sich nochmals in die Wohnung zu begeben. Jetzt, da sie wußten, daß er nicht allein kommen würde, jezt blieb sicherlich eine Einladung aus.

Auf der Straße wartete Clarence noch.

„Nun?“ fragte er, „haben Sie etwas entdeckt?“

„Ich möchte umgekehrt fragen. — Haben Sie jemand herauskommen sehen, während ich oben war?“

„Aus dem Hause nicht. Aber aus dem Laden kam eine hübsche, große Dame in einem dunkelblauen, einfachen Kleide. Sie hatte goldblonde Locken.“

„Goddam!“ rief der Detektiv aus. „Ich möchte wetten, daß dies derselbe Kerl war, der heute früh mit dem Schleier und dem Pelzmantel hier —“

Er unterbrach sich plötzlich und starrte zu Boden.

„Na?“ fragte Clarence, „was ist Ihnen denn auf einmal eingefallen, Mr. Holmes?“

„Still!“ — Etwas sehr Wichtiges. Sie müssen sofort nach dem Palais Wallerton eilen, Clarence. Hier haben Sie eine Karte von mir, mit der lassen Sie sich bei Weggler melden und sagen Sie ihm folgendes: Sherlock Holmes braucht sofort, aber ohne eine Minute zu verlieren, ein genaues Verzeichnis der Kleider, Mäntel und Hüte, welche Lady Cynthia in den letzten Tagen oder Wochen getragen hat. Ich meine also solche Kleidungsstücke, welche auch ohne Beihilfe der Jungfer zu erreichen waren.“

Clarence schob davon wie ein Pfeil. Er hatte verstanden, um was es sich handelte, und wollte sich aufs neue als einer der gewandtesten und schnellsten Helfer des großen Detektivs erweisen.

5. Kapitel.

Ein unerwarteter Besuch.

Antony Beverly saß in seinem behaglichen Junggesellenheim bei dem ersten Frühstück und wollte eben die Morgenszeitung entfalten, als sein Diener Errick hereingestürzt kam, ein Zeitungsblatt in der Hand.

„Mr. Beverly, ich bitte um Verzeihung — aber — ein Mord ist geschehen!“

Der junge Lebemann blickte auf, äußerst ruhig und gleichgültig.

„Was fällt Ihnen ein, Errick? In London passieren alle Tage Verbrechen — lassen Sie mich mit den einfältigen Extrablättern in Ruhe.“

Dabei sah er nach der Uhr, die schon die zwölfte Stunde zeigte, und murmelte:

„Schwerenot, schon zwölf! Gleich werden die Herren aus dem Klub kommen. — Nun, Errick, was stehen Sie da noch und starren mich an?“

„Weil — Mr. Beverly — lesen Sie selbst. — Ihr Name ist ja hier genannt.“

„Mein Name?“

Stirnrunzelnd rief es Antony aus, jedoch noch immer zeigte er kein Zeichen von Erregung. — Die weiße, schmale Hand ausgestreckt, winkte er dem Diener, ihm das Blatt zu geben.

Der Mann zögerte plötzlich.

„Sie werden erschrecken. — Es betrifft Lady Wallerton —“

Kaum war dieses Wort ausgesprochen, da sprang Beverly auf, so heftig, daß der Stuhl zu Boden fiel, und riß das Blatt an sich.

Da stand es, in riesigen, schreienden Lettern:
Lady Cynthia Wallerton ermordet!

Das Blatt zitterte in der Hand des Mannes.

„Lady Wallerton ermordet“, wiederholte der Diener. „Mr. Beverly, und weshalb unterziehen sich die Leute, von Ihnen zu reden?“

Antony hatte noch nicht das Extrablatt zu Ende gelesen, da setzte er sich unsicher wieder hin.

In kurzen Worten wurde von dem vor wenigen Stunden entdeckten Morde berichtet. Eine Schlussbemerkung aber lautete:

Als Schuldigen betrachtet man einen Verwandten des Hauses, dessen mit dem Monogramm M. B. gezielter Handschuh im Zimmer der Lady gefunden wurde.

„Gerrick, wohin bin ich gestern abend gegangen?“

„In den Klub, Mister.“

„Um welche Zeit war das?“

„Gegen neun Uhr. Sie waren ja gestern den ganzen Nachmittag mit Schreiben beschäftigt.“

„Das können Sie also bezeugen, nicht wahr?“

„Das will ich sogar beschwören, Mr. Beverly. —

Im Klub muß man doch auch wissen, wie lange Sie dort waren. — Sie kamen nach Hause — ich kann es genau sagen, denn ich hörte die Haustür gehen und stand dann auf, obgleich Sie mir erlaubt hatten, mich schlafen zu legen, wenn es später als halb zwölf Uhr wurde. — Ich stand auf, sah nach der Uhr und fand, daß es genau halb ein Uhr war. — Sie traten in sehr guter Laune ein. Die Leute müssen toll sein, daß sie sich unterstehen, Sie mit dem Morde in Verbindung zu bringen!“

Jedes Wort dieser Unterredung hörte von der Halle aus Harry Tagon mit an.

Er war dort von der Küche her hineingeschlichen, als er dem Diener mit dem Extrablatt zu seinem Herrn eilen sah. — In der Küche hatte er bis jetzt mit der alten Köchin geschwätzt, indem er sich als von Mr. Beverly für den Vormittag bestellten Friseur ausgab. — Nun aber erspähte er die erste Gelegenheit, selbst etwas zu erhörchen, und seine Voraussicht ward auf der Stelle belohnt.

Er hatte sein Notizbuch hervorgezogen und jedes Wort stenographisch festgehalten.

Jetzt setzte jemand die Hausglocke in Bewegung — Harry Tagon kannte diesen kurzen, energischen Druck — Das war Sherlock Holmes.

Gerrick kam heraus und öffnete.

„Melden Sie Mr. Beverly, daß ich ihn sofort in seinem eigenen Interesse sprechen muß“, sagte der Detektiv. „Einen Namen zu nennen, ist nicht nötig, bestellen Sie nur, es handle sich um das persische Messer.“

Gleich darauf empfing der Hausherr ihn, nachdem Sherlock Holmes noch vorher seinen Gehilfen nach Hause geschickt hatte.

„Mein Name ist Sherlock Holmes“, begann der Detektiv.

„Sie kommen wegen des Mordes in Margarets Road“, unterbrach ihn der junge Mann. „Es hätte mir nichts Erwünschteres begegnen können als Ihr Besuch. — Wenn Sie mich nicht aufgesucht hätten, so würde ich jetzt zu Ihnen gekommen sein. — Ich habe vor fünf Minuten erst von dem Morde erfahren, und zwar durch dieses Extrablatt hier.“

Während jener sprach, beobachtete der Detektiv sein Gegenüber eingehend, um einen allgemeinen Eindruck von dem Beschuldigten zu erhalten.

„In dem Extrablatt“, erwiderte Sherlock Holmes, „ist in ziemlich unverständlicher Weise von Ihnen die Rede, — Wie erklären Sie sich das?“

„Ich kann es mir in keiner Weise erklären, Mr. Holmes. Ich habe gelesen, daß ein Handschuh von mir in dem Zimmer der Lady gefunden ist — Lady Cynthia hatte wahrscheinlich diesen Handschuh schon länger in den Händen und ihn selbst dorthin gelegt.“

„Mr. Beverly, es kommt vor, daß Herren sich als liebes Andenken einen Handschuh ihrer Dame aufheben; der umgekehrte Fall ist wohl seltener.“

„Sie halten also den Handschuh für einen irgendwie erwähnenswerten Beweis gegen mich?“

Es entging dem Detektiv nicht, daß sein Wirt sich trotz der scheinbaren Fassung in einer furchtbaren Aufregung befinden mußte. Seine Schweißtropfen perlten auf seiner Stirn, und die Stimme, welcher er Festigkeit zu geben suchte, bebte hörbar.

„Sagen Sie mir, Mr. Beverly, wo Sie die heutige Nacht zugebracht haben?“

„Fragen Sie meinen Diener, er wird es Ihnen sagen. — Gerrick! Kommen Sie herein, und erzählen Sie diesem Herrn, was Sie von meinem Aufenthalt in der letzten Nacht wissen.“

„Mr. Beverly“, sagte der Diener aus, „ist gestern abend gegen neun Uhr in den Klub gegangen, nachdem er den ganzen Nachmittag mit Schreiben hier beschäftigt

war. — Er kam um halb ein Uhr aus dem Klub nach Hause und war sehr guter Laune.“

„Gut, Lerrick, nun können Sie wieder gehen. — Mr. Holmes, ich bin von hier aus direkt in meinen Klub gegangen, habe dort gleich nach neun Uhr Bekannte getroffen und mit ihnen bis ungefähr elf Uhr Karten gespielt. — Ich spielte mit ungewöhnlich großem Glück. Das freute mich um so mehr, als ich ein Darlehn, das ich am Nachmittag erhalten hatte, nun gleich heute zurückgeben konnte. Der Herr, welcher es mir gegeben hatte, ist zwar ein Verwandter von mir, aber wir können uns im Grunde nicht leiden.“

„Ich muß Sie nachher fragen, wer Ihnen das Geld gab. — Für jetzt ist die Hauptsache, wo waren Sie von elf bis um halb ein Uhr?“

„Nun, ebenfalls im Klub.“

„Können Sie dafür Zeugen erbringen?“

„A — nein, das kann ich nicht. Ich brachte diese Zeit im Wohnzimmer zu.“

„Das ist sehr schlimm. Dieses Wohnzimmer wird sehr selten benutzt, vermute ich, und niemand wird Sie dort gesehen haben.“

„Sie haben recht, niemand. Ich war allein darin. Als ich fortging, schloß der Portier wie gewöhnlich in seiner Loge. — Weshalb legen Sie der letzten Stunde eine solche Wichtigkeit bei? Ist der Mord gerade zu dieser Zeit geschehen?“

Sherlock Holmes blickte den jungen Mann ernst und durchdringend an:

„Der Mord ist höchstwahrscheinlich zu genau dieser Stunde geschehen. — Wollen Sie mir nicht die Wahrheit sagen? Ich nehme nämlich an, daß Sie bei Ihrer Geliebten, der Lady Cynthia, gewesen sind.“

Antony Beverly sprang empört auf.

„Wer wagt es, das Andenken Cynthias zu beleidigen? Wer kann behaupten, daß sie meine Geliebte war?“

Der Ton der Entrüstung in Beverlys Stimme war vollkommen aufrichtig, und der erfahrene Kriminalist sah den rätselhaften Fall nur noch dunkler werden.

Wenn Antony nicht der Mörder war, wer war es dann?

„Sie bestreiten also, Lady Cynthia geliebt zu haben?“

„Nein, das bestreite ich durchaus nicht, Ihnen gegenüber will ich es zugeben, obwohl es wahrhaftig niemand etwas angeht. — Ich habe Cynthia über alles geliebt und glaube auch, daß sie mich ebenfalls sehr gern hatte, doch niemals ist sie meine Geliebte gewesen!“

„Dennoch haben Sie die Lady mitten in der Nacht besucht — und den persischen Dolch dort gelassen.“

„Den — persischen — Dolch?“ stammelte Beverly, der totenbleich geworden war. „Was wissen Sie von diesem?“

„Ich weiß, daß Lady Cynthia — doch Mr. Beverly, nicht an mir ist es, Ihnen Mitteilung zu machen, sondern die Sache liegt umgekehrt. Machen Sie sich doch klar, daß viel auf meine Nachforschungen ankommt und daß Sie am besten täten, mir Ihr volles Vertrauen zu schenken.“

Antony starrte vor sich nieder. — Er schien einen harten Kampf mit sich anzufechten und doch nicht ins Reine kommen zu können. Sherlock Holmes kam ihm zu Hilfe.

Er legte dem jungen Mann die Hand auf den Arm und sprach:

„Sehen Sie, Mr. Beverly, ich will es Ihnen ganz leicht machen: Nehmen Sie an, Sie seien Katholik und ich Ihr Beichtvater. — So sicher wie Ihr Beichtgeheimnis bei einem solchen wäre, so tief soll es bei mir begraben sein, wenn Sie mir nicht etwa selbst die Erlaubnis erteilen, es preizzugeben.“

„Well, ich bin vollkommen überzeugt, daß Sie ein Ehrenmann sind, Mr. Holmes! Aber ein Gentleman hat Pflichten, die er unter keinen Umständen verletzen darf.“

„Zu diesen Pflichten gehört vor allem das Schweigen betreffs Damen, ich weiß. — Nun denn, da es sich um Ihr Leben handelt, und da Sie hören, daß ich nichts weiter sagen werde, so denke ich, daß Sie Ihre Pflicht als Gentleman nicht verletzen würden, wenn Sie mir, der ich mit der Aufklärung des Mordes beauftragt bin, eine Erklärung geben würden. — Verweigern Sie diese, so müßte ich selbst Sie des Mordes für schuldig halten.“

„Nein!“ fuhr Beverly auf, „ich habe die Lady nicht ermordet!“

„Nun gut, das will ich Ihnen glauben. Aber wie kam dann der Dolch, den die Lady Ihnen geschenkt hatte, in die Brust der Ermordeten?“

„Wie soll ich das wissen!“

Antony sprang auf und begann mit großen Schritten das Gemach zu durchmessen. Seine Erregung wuchs von Minute zu Minute. Er ward sich offenbar erst nach und nach klar, welcher Sturm über ihn hereingebrochen war. — Sherlock Holmes wartete, obwohl ihm der Boden unter den Füßen brannte, geduldig, bis jener endlich ansprach:

„Es ist das Beste, ich sage es Ihnen — geben Sie mir aber zuvor Ihr Ehrenwort, daß Sie keine Silbe davon verraten, auch nicht andeutungsweise etwas davon verlauten lassen werden.“

„Well, mein Ehrenwort darauf.“

Tief aufatmend ließ sich Antony wieder in seinen Sessel fallen, bedeckte die Augen mit einer Hand und sprach leise und doch fest und ruhig:

„Cynthia war in der Tat nicht meine Geliebte —

nicht im landläufigen, gewöhnlichen Sinne. — Niemals habe ich ihr mehr als die Hand geküßt, niemals ist mir auch nur der Wunsch und Gedanke an einen Ehebruch gekommen. — Aber ich liebte sie mehr als mein Leben! Liebte sie heiß und treu, und — sie liebte auch mich.“

„Deshalb ließ sich Lady Cynthia nicht scheiden?“

„Weil sie ihren Gatten nicht kränken wollte, von dem sie glaubte, daß er sie liebe. — Vielleicht tat er das auch — in seiner Art! Daß er einen Engel wie Cynthia nicht wert war, das weiß Gott!“

„Weiter, Mr. Beverly. Ihr Verhältnis zu der Lady war also ein durchaus reines?“

„Absolut. Cynthia wußte, daß ich sie liebe, und auch ich hatte es in ihren Zügen gelesen; doch wir hüteten uns — vielleicht in der Angst, mit dem Feuer zu spielen, unsern Gefühlen Worte zu verleihen. Daß wir im übrigen wie Vetter und Cousine miteinander verkehrten, kann alle Welt bezeugen, die uns zusammen sah.“

„Aber Lord Wallerton war dennoch eifersüchtig auf Sie, nicht wahr?“

„Er war eifersüchtig auf jeden einzigen Mann, der sich ritterlich um seine Frau bemühte. Da ich ihm aber niemals den geringsten Anlaß zur Beschwerde gab, so konnte er mir natürlich nichts anhaben. Mein Vetter Aubry hat übrigens eine im ganzen schlechte Meinung von mir, weil ich verschwenderisch und leichtsinnig bin.“

„Diese Meinung hat er nicht allein, Mr. Beverly. Man sagt, daß Sie Ihr ganzes Vermögen durchgebracht haben.“

„Das ist nicht der Fall. Ich habe nur leider sehr oft Pech im Spiel gehabt, und dann liegen meine Gelder vielfach so fest, daß es vorkommt, daß ich in momentaner Verlegenheit bin. Deshalb mußte ich auch gestern die Hilfe meines Veters Aubry in Anspruch nehmen. Er hat mir zwitaufsen Pfund geliehen.“

„Wie? Gestern tat er das? Wann denn?“

„Nun, am Nachmittag. Wir trafen uns verabredetermaßen auf unserm Spazierritt, und dort gab er mir die Summe in einem Briefumschlag. Eine Quittung hatte ich ebenfalls schon mitgebracht, die ich ihm dafür überreichte. Heute nachmittag wollte ich ihm die Summe wieder zurückgeben, da ich sie heute nacht im Spiel gewann.“

Sherlock Holmes gab kein Zeichen, wie seltsam er diese Erzählung fand. Hatte ihm nicht der alte Weggler gesagt, daß der Lord das Geld früh in seinen Schreibtisch verschlossen habe? Sprach nicht gerade der Lord davon, daß Beverly sich in seiner Geldverlegenheit vielleicht an seine Gattin gewendet haben könnte?

„Lord Wallerton“, sagte er vorsichtig, „hält es nicht für ausgeschlossen, daß an Lady Cynthia ein Raubmord begangen sein könne. Da Sie aber gestern eine so große Summe erhalten hatten, so fällt doch wohl die

Wahrscheinlichkeit fort, daß Sie die Ihnen befreundete und verwandte Dame um ein Darlehn angegangen sein könnten —“

Antony Beverly wurde dunkelrot.

„Gut, fahren Sie in Ihrer Erzählung, Bitte, fort. Sie wollten mir sagen, was Sie taten, nachdem Sie um elf Uhr aus dem Klub fortgegangen waren.“

Ein schwaches Lächeln suchte einen Moment um Antonyms Lippen.

„Wollte ich das sagen? Sie sind ein geschickter Untersuchungsrichter, Mr. Holmes, und verstehen es, Ihre Leute ins Garn zu locken! — Doch ich will Ihnen freiwillig sagen, was weiter geschah: Ich ging vom Klub aus durch die stillen Straßen, bis vor Wallertons Haus — es ist ja kein großer Umweg, wenn ich nach Hause gehen will. Und gerade, als ich vorbeiging, kam Cynthia aus der Haustür heraus. Ich war so überrascht, daß ich erst einen Moment im Schatten der Häuser stehen blieb, ehe ich mich ihr näherte. Sie ging vor mir her, zu dem Briefkasten, der sich etwa zehn Häuser weiter befindet. Dort war sie einen Brief in den Kasten und drehte sich eben um, als ich auf sie trat und ausrief: „Aber Cynthia, was bedeutet das? Kannst du deine Briefe nicht durch einen deiner Dienstboten fortbringen lassen?“

„Und die Lady?“ fragte Sherlock Holmes, der mit gespannter Aufmerksamkeit der Erzählung folgte. „Wie benahm sie sich?“

„Zuerst war sie erschrocken, als ein Mann auf sie trat, aber als sie mich erkannte, sagte sie sich schnell und lachte hell auf.

„Du bist's, Antony?“ rief sie erleichtert aus. „Ich muß gesehen, ich hätte dich nicht hier zu sehen erwartet. Aber du bist einmal hier bist, so komm mit, du könntest mir einen Gefallen tun.“

Bei diesen Worten ging sie wieder auf ihr Haus zu, das ich, ebenso wie sie, inzwischen natürlich gar nicht beachtet hatte. Sie lachte von neuem und schien mir, alles in allem genommen, in einer etwas aufgeregten Stimmung zu sein.

„Was für ein Brief war das, den du in den Kasten stecktest?“ fragte ich, nicht ohne eine Regung von Eifersucht.

„Laß gut sein. Antony“, flüüsterte sie mir zu, „du wirst noch erfahren, was für ein Schreiben es war. Es ist an meine einzige Freundin Fanny gerichtet, und binnen zwei Tagen wirst du es sicher erfahren, was darin steht.“

Wieder erklang ihr Lachen, das durch die stille Straße schallte, so daß ich mich umfaß, ob wie kein Aufsehen erregten.

„Wenn jetzt jemand sieht, daß ich so spät zu dir hereinkomme“, gab ich ihr zu bedenken, „so wird ein riesiger Skandal daraus entstehen. Was hast du mir denn Wichtiges zu sagen?“

„Wenn ein Skandal entsteht, der ungerecht ist, so kümmerge ich mich keinen Deut darum“, erwiderte sie plötzlich ganz ernsthaft. „Ich möchte dich gern um etwas bitten, Antony. Du kannst gleich wieder gehen.“

So kam ich mit ihr in das Haus und betrat das Boudoir, in welchem nur eine verschleierte Lampe brannte.

Cynthia zog wie witternd die Luft durch ihre feinen, beweglichen Nasenflügel ein und meinte, es „reche“ sonderbar hier. Ich merkte nicht viel und fand, es rieche nur, wie immer, stark nach Rosen in diesem Raum, den ich mit hehnlischem Beben betrat. Gleich darauf nahm ich allerdings einen Hauch fremden Parfüms wahr wie nach frischem Heu.“

Sherlock Holmes unterbrach ihn einen Moment.

„Sie entsinnen sich ganz genau jener Aeußerung der Lady?“

„Wörtlich. — Ich sehe sie so genau vor mir, wie sie mit etwas kraus gezogener Nase schnüffelte und jene Worte sprach. — Weshalb fragen Sie? Ist das so wichtig?“

„Es könnte wichtig werden. Bitte weiter, Mr. Beverly.“

„Dicht vor ihrem Schreibtisch blieb sie stehen, zog eine Schublade auf, in der sie allerlei Kostbarkeiten aufbewahrte, und sah mich bittend an.“

„Antony“, sagte sie mit einem Lächeln, „ich habe dir einmal einen Dolch geschenkt, den du eine Zeitlang bei dir trugst. Willst du ihn mir nicht wiedergeben?“

Verwundert griff ich in die Brusttasche, in der ich stets den Dolch hatte.

„Hier ist er“, sagte ich. „Aber wenn du ihn zurückhaben möchtest, so nimm ihn nur.“

„Hier habe ich ein anderes Andenken für dich“, murmelte sie, „wollst du das statt des Dolches nehmen?“

Damit reichte sie mir ein auf Elfenbein gemaltes Miniaturbildnis, das in einem goldenen, runden Medaillon lag. — Hier ist es.“

Beverly zog aus der Westentasche, wo es an einer Kette befestigt hing, ein flaches, rundes Medaillon, das er Sherlock Holmes hinreichte.

Dieser öffnete es und konnte sich eines Ausrufs des Entzückens nicht enthalten. Cynthia's Antlitz blickte ihm in lebendiger Schönheit entgegen.

„Das ist herrlich!“, sagte er leise, indem er es Beverly zurückgab. „Wie kam es, daß die Lady Ihnen mitten in der Nacht dieses Geschenk machte?“

„Cynthia war ganz und gar ein Augenblicksmensch! Sie folgte stets ihren Eingebungen, ohne viel zu überlegen.“

„Und weiter?“

„Dann ging ich wieder fort. Nicht zehn Minuten im ganzen war ich in dem Hause. Aber begreifen Sie nicht,

Mr. Holmes, daß ich auch diese zehn Minuten nie zugeben darf? Mein Vetter sowohl wie jeder Richter würde mir eben einfach nicht glauben, daß es nur zehn Minuten waren, und dann wäre Cynthia's Ehre besudelt.“

Sherlock Holmes blickte in tiefem Sinnen vor sich nieder.

„Das ist wahr“, flüsterte er. „Ich kann begreifen, daß Sie dies nie zugeben wollen. Aber unglücklicherweise haben Sie dort Ihren Handschuh verloren!“

„Nein, Mr. Holmes, das habe ich nicht getan!“

Frei und offen blickte er den Detektiv an, und dieser fragte ruhig:

„Wie also kam der Handschuh dorthin?“

„Ich müßte darauf antworten, der Satan selbst hat ihn dahin getragen. Es ist mein Verhängnis, daß er dort lag. Ich versichere Ihnen, ich trug an diesem Abend nicht diese Handschuhe. Fragen Sie meinen Diener, bitte.“

Errick trat auf rasches Klingeln ein, und Beverly rief:

„Ich kann mich nicht bestimmen, Errick, was ich gestern Abend für Handschuhe trug. Wissen Sie es denn nicht?“

„Die müssen doch noch im Mantel stecken. Ich will sofort nachsehen.“

Er eilte hinaus, doch ihm auf dem Fuße folgte Sherlock Holmes.

„Ich werde selbst nachsehen“, meinte er. „Wo ist der Mantel?“

Der Diener zeigte auf eine schmale Garderobe, die seitwärts in der Halle stand und an der ein dunkler, seidengefüttelter Mantel hing. In der Seitentasche befanden sich die Gesuchten; ein Paar gefütterter Wildlederhandschuhe, in welchen ebenfalls das Monogramm angebracht war.

Nun zog der Detektiv den einen Handschuh hervor, den er von Lord Wallerton erhalten hatte, und zeigte ihn Errick.

„Dieser Handschuh gehört ebenfalls Ihrem Herrn. Ist es nicht möglich, daß er dieses zweite Paar gestern bei sich trug?“

„Das ist unmöglich, denn es sind ja Sommerhandschuhe, Mr. Holmes. Niemals trägt mein Herr im Winter andere als dicke Wildlederhandschuhe!“

Der große Detektiv kehrte zu Antony in das Zimmer zurück und fragte:

„Wie erklären Sie sich das Fundstück?“

„Wie ich Ihnen vorhin sagte. Ich kann mir nur denken, daß Cynthia sich einmal, vielleicht halb im Scherz, den Handschuh genommen und aufbewahrt hat; und daß sie ihn gestern, als sie in ihren Andenken kramte, aus Versehen draußen ließ. War denn der Schreibtisch fest verschlossen, als man das Unglück entdeckte?“

„Allerdings; ich habe Weggler noch nicht genü-

gend ausfragen können, will aber jetzt sofort hingehen. Ich muß Sie bitten, inzwischen nicht fortzugehen, Mr. Beverly. Es wäre möglich, daß man Sie in Untersuchungshaft nimmt, denn Lord Wallerton hat in seiner furchtbaren Aufregung wohl auch der Polizei gegenüber ein Wort gegen Sie fallen lassen."

"Ich werde das Haus nicht verlassen", entgegnete ruhig der junge Mann. "Glück würde auch ein Eingeständnis von Schuld sein. — Also bleibe ich hier."

"Das ist recht. Und nun leben Sie wohl, Mr. Beverly. Ich hoffe, daß es mir gelingen wird, die richtige Spur aufzufinden. Nur noch eine kurze Frage. Als Sie die Lady aus dem Hause kommen sahen, was hatte sie da für einen Mantel an?"

"Sie trug ein dunkles Kleidungsstück. In die Farbe weiß ich mich nicht zu erinnern, doch war es mit Zobel besetzt."

Sherlock Holmes fuhr förmlich empor:

"Also doch! Was für einen Hut hatte sie auf?"

"Warten Sie, ich weiß nicht genau, denn die Schleier wecheln herüber."

"Waren diese Schleier braun oder grau?"

"Braun, glaube ich. Doch weshalb fragen Sie?"

"Well, es könnte von Wichtigkeit sein. Auf Wiedersehen, Mr. Beverly. Ich lasse heute noch von mir hören."

6. Kapitel.

Eine Tabaksdose.

Sherlock Holmes hatte sich etwa eine Stunde nochmals im Palais Wallerton aufgehalten und kam jetzt nach Hause.

Harry Tagon empfing ihn mit erwartungsvoller Miene, doch hatte er sich längst abgewöhnt, darnach zu fragen, das ihm der Meister nicht selbst erzählte.

"Harry", begann dieser ganz von selbst, nachdem er hastig ein paar Bissen zu sich genommen hatte, "du mußt heute in irgendeiner geschickten Verkleidung noch zu dem alten Schuft, dem Tobias Mercy, gehen."

"Was soll ich dort erforschen, Mr. Holmes?"

"Hier ist ein Verzeichnis der Gegenstände, welche bei Lady Wallerton gestohlen wurden. — Im ersten Entsetzen über den Mord dachte man gar nicht an dergleichen Kleinigkeiten. Doch als ich mit Weggler nachsah, da stellte es sich heraus, daß der Mörder eine ganze Schublade ausgeleert hat. — Unter den fehlenden Sachen befinden sich einige Altertümer, auch eine goldene Tabatiere von großem Werte — sie stellt in Emaille den Raub der Helena dar."

"Wie sieht sie aus? Rund oder oval?"

"Oval. Der Deckel ist von außen glatt golden, und innen befindet sich das künstlerisch schöne Miniaturbild.

Ich halte es nicht für ausgeschlossen, daß der Mörder sofort diese massiv goldene Dose verkauft hat. Und der biedere Mercy ist der richtige Mann dazu, um so etwas billig zu erwerben."

"Wie wäre es denn, wenn ich gar nicht selbst hinginge, sondern meine Freundin Cäcilie Mosesohn bäte. den Auftrag zu übernehmen?"

"Das läßt sich hören. Deine Freundin ist selbst Händlerin, sie könnte ganz gut für eine der vornehmen Damen, für die sie Geschäfte macht, eine solche Antiquität suchen. Laß sie nur hingehen, aber weise sie um keinen Preis ein. Nur wenn sie ganz unbefangen ist, kann sie uns nützen."

"Weiter kann ich nichts tun, Meister? Ich hoffte, ich würde in dieser interessanten Angelegenheit etwas zu schaffen bekommen."

"Sollst du auch, mein Sohn. — Ich werde mit einigen Policemen eine Razzia abhalten. Leider kann ich den, welchen wir suchen, nicht beschreiben. Ich kann nur vermuten, daß er einer von den gewohnheitsmäßigen Verbrechern ist."

"Der Mörder von Lady Cynthia? Aber, Mr. Holmes, wissen Sie, was ich glaube?"

Atemlos vor Spannung blickte der junge Gehilfe seinen Lehrherrn an. Dieser lächelte.

"Aun, mein Sohn, was glaubst du denn? Hast du vielleicht schon eine Kombination, den Verbrecher zu entdecken?"

"Ich glaube — ich denke, daß Lord Aubrey seine Gattin selbst ermordet hat."

"Was bringt dich auf diesen Gedanken?"

"Vielerlei! Zunächst seine Eifersucht. Ich denke, gerade weil er selbst kein gutes Gewissen hatte in dieser Hinsicht, darum war er um so mißtrauischer."

"Gut beobachtet; doch weiter."

"Da er mißtrauisch war, so lauerte er seiner Frau überall auf. — Er sah sie gewiß in der Nacht aus dem Hause gehen und mit einem Herrn zurückkommen und stach sie in der Wut nieder. Darauf verließ er sein Haus wieder, ging in den Klub zurück und blieb den Rest der Nacht da, so daß er sein Alibi nachweisen konnte."

"Der Dolch jedoch, mein Sohn? Wie kam er zu dem Dolch?"

"Der gehörte ihm vielleicht."

"Nein, der gehörte ihm nicht! Auch im Besitze der Lady war er nicht bis um elf Uhr abends. Du siehst, deine Annahme weist schon große Lücken auf. — Nun aber, wie kam der fremde Handschuh in das Boudoir?"

"Den kann ja der Lord selbst hingeworfen haben, da er doch einmal eifersüchtig auf seinen Vetter war."

"Auch wieder nicht übel. Ich fürchte aber, das ganze Gebäude deiner Anlage steht auf schwachen Füßen

— wo ist denn das Geld geblieben, das der Lord vermißt?"

„Was? Welches Geld?" fragte Harry sehr erstaunt.

„Aha, du weißt nicht einmal diese Hauptsache? — Ja, siehst du, der Lord behauptet, daß in seinem Schreibtische zweitausend Pfund gelegen haben, deren Nummern er aufgeschrieben hatte. Dieses Geld ist fort — derjenige, welcher diese Nummern ausgibt, ist also der Dieb gewesen, verstehst du?"

„Ah, das ist etwas ganz Neues!"

„Etwas so Neues sagar, daß es alle meine Annahmen, die ich seit dem Vormittag hatte, wieder über den Haufen warf. Es ist klar, daß diese Banknoten den Ausschlag geben werden, wenn nicht die goldene Dose, nach der ich fahnde, wiederum neues Licht in die Sache bringt."

Harry seufzte tief auf.

„Eine vertenfelt verwickelte Geschichte, Mr. Holmes!"

„Die interessanteste, die ich seit langer Zeit in den Händen hatte! Doch nun dürfen wir keine Zeit verlieren. — Jage du nach der Dose, ich werde nach etwas ganz andern jagen — und zwar nach etwas noch viel Wichtigern als du."

„So? Und darf ich fragen, was das ist?"

„Gewar ist das wieder einmal eine ziemlich überflüssige, weil neugierige Frage. Aber ich will sie dir trotzdem beantworten: Das, wonach ich jage, ist nichts als ein — Parfüm."

„Ein Parfüm? Wie sonderbar!"

„Nicht wahr? Besonders sonderbar deshalb, weil ich selber das Parfüm nicht kenne, nach dem ich jagen will. — So, nun bist du so klug wie zuvor und kannst dir den Kopf zerbrechen, falls du Lust dazu hast."

Sherlock Holmes ließ seinen verblüfften Schüler stehen und begab sich auf die nächste Polizeistation, wo er sich mehrere Haftbefehle ausfertigen ließ. Einen für alle Fälle für Antony Beverly, der an keine Flucht dachte; einen für die Töchter des wackeren Tobias Mercy und einen für den Alten selbst.

Auf der Straße vor der Office wartete Clarence, der sich inzwischen in einen gut bürgerlich aussehenden Londoner verwandelt hatte.

„Vorwärts!" rief ihm Sherlock Holmes zu, „wir müssen unsere Reise beginnen. Und da Sie erst gestern eine so gründliche Fahrt durch unser dunkelstes London gemacht haben, Clarence, so verdienen Sie sich jetzt mein höchstes Lob und nebenbei die ausgesetzte Belohnung von Lord Wallerton, indem Sie mir den Schurken herbeischaffen, der gestern abend in Frauenkleidung aus Lady Cynthia's Haus herausgekommen ist."

Die beiden Männer gingen mit langen Schritten durch die Straßen.

„Niemand hat diesen Kerl verkleidet aus dem Pa-last Wallerton herauskommen sehen", fuhr Sherlock Holmes fort. „Es ist also möglich, daß eine andere Person den Mord beging — vielleicht eine Frau — und daß der Gesuchte nur nachher die Sachen anzog, möglicherweise nur, um die teuren Kleidungsstücke seiner Freundin Carrie zu schenken."

„Ja, das ist alles möglich, aber nicht erwiesen. Sie sprachen von einem durchdringenden Parfüm, das der Verbrecher wahrscheinlich benutzt hat. Sie haben von Mr. Beverly erfahren, daß es entschieden nach frischem Heu roch — dieses Parfüm ist teuer, ich kenne es, Atkinson fabriziert es, und es ist ziemlich verbreitet."

„Ja, aber ich glaube nicht, daß ein gewerbsmäßiger Räuber oder Mörder sich parfümieren würde. Vielmehr nehme ich an, daß der Betreffende in eleganter Equipierung durch Margarets Road ging, die Tür offen stehen sah, hineinglitt und nachher durch einen Zufall zu der Mordtat kam. Wir müssen also nach jemand suchen, der auch gute Kleider und elegante Gewohnheiten besitzt. — Was meinen Sie zu Charles Estlin?"

„Das ist wahr, der ist dafür geeignet. Kommen Sie, Mr. Holmes, wir wollen mal in der Konditorei von Barrem nachsehen, da sitzt er oft."

„Wenn er die Tat begangen hat, so dürfte er schwerlich heute in der Konditorei sitzen, denn dann weiß er schon durch die Familie Mercy, daß ich ihm auf der Spur bin."

„Durch die?" rief Clarence aus. „Sie bringen mich auf einen guten Gedanken. Die älteste, Miß Carrie, hat eine grimmige Feindin, von der ich ganz zuverlässig hören kann, ob Carrie mit Charles befreundet ist oder nicht. — Auch sie ist oft in dieser Konditorei zu finden. Wir wollen rasch hingehen — Sie sind wirklich nicht zu erkennen, obgleich Sie doch nichts weiter gemacht, als sich einen kleinen Höcker auf die Nase geklebt haben!"

In der Tat war diese geringe Veränderung im Verein mit einem Kneifer von grauem Glase so entstellend, daß Sherlock Holmes nicht erkannt werden konnte.

Während die beiden Herren weitergingen, war Harry Tagon in dem niedrigen, schmutzigen Laden angelangt, wo die alte Jüdin, die er seine Freundin nannte, ihren Trödel feilhielt.

Er hatte ihr auseinandergesetzt, daß ihm unendlich viel daran läge, die kleine Dose in seinen Besitz zu bekommen, und sie griff nach einem Tuche, das sie über Kopf und Schultern schlug.

„Weiben Sie hier, mein Vocherche", sprach sie mit ihrer scharfen, räuelnden Stimme. „Se haben mir gerettet einmal mein Kind vor dem Schlamassel. Se sollen sehen,

daß ich nicht vergesse die, wo ich schulde Dankbarkeit. Aber Sie müssen bleiben hier zu versehen meine Masematten im Laden. Kann man wissen, ob nicht gerade kommt ein kischerer Käufer, wenn ich bin fort?"

„Gehen Sie getroßt, Mutter Cäcilie; ich passe hier auf, und wenn ich ein gutes Geschäft mache, während Sie fort sind, so soll es mich freuen.“

Die Alte ging fort, nur wenige Straßen weiter, zu dem Laden, wo der triefhägige Schlaupfopf heute vormittag den Detektiv so durchtrieben hinters Licht geführt hatte.

Worum

„Nun, ~~um was~~ handelt es sich denn?"

„Sie haben immer alles, Mr. Mercy“, sprach sie, nachdem sie den Kollegen begrüßt hatte. „Wenn Sie haben heute, was ich brauche, kann ich verschaffen Ihnen einen Rebbis, wie Sie nicht werden bekommen von andern.“

Die Alte beugte den Kopf mit der Hafemaske über den Ladentisch und flüsterte:

„Sagen Sie nicht — worum wird es sich handeln? Um eine von meine feine Ladies natürlich. Sie wissen doch, daß ich bin beliebt bei die vornehmste Damens — wer schafft immer Platten, wenn's mal hapert? Wer weiß Rat aus de schlimmsten Verlegenheiten, wenn geschehen ist 'ne Dummheit mit 'ner Liebesgeschichte oder dergleichen. De Scäcilie Mosesohn, wer sonst? — Nu also hat gedacht die Lady Mont — Halt, hat se jedacht! Wofu soll ich nennen den Namen, wo Sie doch nicht geht an die ganze Geschichte! Sagen Sie mir, ob ich kann haben bei Ihnen eine Dose aus Gold, nicht rund, nicht oval — ausgerechnet vieredig soll se sein!“

Verwundert blinzelte der Alte sie an.

„Warum soll sie sein vieredig? Wenn ich eine Golddose habe, so genügt das doch? Ihre Lady kann doch nicht bei Altstümmern so genau die Form vorschreiben wollen?“

„Wenn es aber doch ist 'ne besondere Sache? Die Lady hat verbracht eine Dose, wo sie hat geschenkt bekommen von ihrem Cateleben, und wo der Lord, ihr Gemahl, hoch in Ehren gehalten hat. — Weiß ich, wo se hat hingetan ihre Dose? Verschenkt wird sie se haben! Jetzt wird der Lord zurückkummen von 'ner langen Reise, will se ihm vorzeigen eine andere, vieredig Dose — so bloß von ferne, wissen Sie! Und da wird er sein beruhigt und nicht viel weiter fragen.“

Mercy kratzte sich hinter den Ohren.

„Dann wird es nicht viel werden mit unserm Geschäft, Frau Mosesohn, ich habe bloß eine einzige Dose, aber die ist oval.“

„Zeigen Sie her, Fremdchen. Vielleicht kann man se machen vieredig. Is nicht mei Kind benachtheter Goldschmied? Wenn ich nur habe en wirklich antikes

Stück! Beschmusen will ich nicht meine Lady — sage ich ihr, es ist alt, dann muß es auch sein alt!“

Zögernd holte aus einem verschlossenen Kasten Mercy ein in Seidenpapier gewickeltes Etwas hervor und wog es in der Hand:

„Ich weiß nicht, woher ich dieses Ding habe“, murmelte er. „Es liegt bei mir schon Jahr und Tag, und ich habe es noch nicht verkaufen können, weil es teuer ist. — Wieviel würden Sie denn ausgeben dürfen?“

„Wie haugt, dürfen? Ich gebe aus, was ich will, und die Lady muß es zahlen! Was verlangen Sie, Mr. Mercy?“

„Unter dreißig Pfund gebe ich es nicht her.“

„Gott der Gerechte, was muß das sein für ein schaines Döschchen! Zeigen Sie her, daß ich sehe, ob es ist besetzt mit feine Steine?“

„Nein, es ist nicht mit Steinen besetzt. Aber eine Malerei ist darin, eine Emaillearbeit vielmehr — Sie verstehen das vielleicht nicht, Frau Mosesohn. Die Dose ist sehr selten und kostbar.“

Endlich hielt sie die Dose in der Hand, sah auf den ersten Blick, daß es die richtige, von ihr gesuchte war und öffnete den Deckel.

In leuchtenden Farben und in so subtiler Arbeit, daß das Auge mit Entzücken auf dem seltenen Stück weilt, strahlte ihr das Gemälde entgegen — die Entführung der Helena durch Paris darstellend.

Mit dem Kopfe wiegend, gab sie die Dose zurück.

„Schade, daß das Bild ist darin“, sagte sie. „Ich will Ihnen was sagen, Mr. Mercy, heben Sie mir auf die Dose bis morgen früh — hier haben Sie zur Sicherheit eine Guinee, und ich werde fragen inzwischen meine Lady, ob es darf sein eine Dose mit solcher Malerei. Sagt se nein — nu, so war es nicht mit de Masematten für mich und für Sie! Dann komme ich und hole mir zurück meine Guinee. — Sagt se ja — se wird sagen ja! — dann hole ich die Dose und bringe das Geld — wir werden schon werden handelseinig — Se werden nehmen e paar Goldstücke weniger, und ich werde se mir stecken ein als Verdienst.“

„Keinen Penny weniger“, keifte Mercy, indem er die Dose wieder einwickelte und in der nächtlichen Schublade verwahrte, aus der er sie genommen hatte. Nehmen Sie die Dose nicht, Frau Mosesohn, so bleibt sie liegen — mir macht es auch Spaß, so etwas Schönes unter meinen Sachen zu haben.“

Cäcilie erhob die beiden Hände.

„Sind Sie meschugge, Mr. Mercy? Hab' ich Se doch gehalten für e Chochem. Sie werden doch lieber haben Geld in Ihrem Kasten, was bringt gute Zinsen, als so e goldene Milchpote, die nicht bringt ein? Nu, wer werden ja sehen — auf Wiedersehen morgen früh.“

Verkaufen dürfen Sie so nicht bis dahin, versprechen Sie mir das?"

„Ja, ja, ich verspreche es — reden Sie aber nicht von der Dose zu andern Leuten, verstehen Sie?"

Cäcilie versprach hoch und heilig, nichts von der Dose zu erzählen, es kam ihr durchaus nicht auf einen Sack voll Flügen an, wenn es ihren Vorteil betraf.

Als sie in ihr eigenes Gewölbe trat, sah sie einen Mann vor dem Ladentisch stehen, der eben erst herein gekommen war.

„Du, Mr. Patrick!" rief sie aus, indem sie nähertrat. „Was für e' seltne graue Ehre für mich! Wieso kaufen Sie bei mir, wenn ich darf fragen?"

Ihr spöttlicher Ton erweckte Harrys Aufmerksamkeit, und er zog sich in den finsternsten Teil des Ladens zurück.

Der Käufer, ein schlanker, sehr junger Mensch, mit einem fast bartlosen hübschen Gesicht, das nur durch einen schwachen, blonden Schnurrbart geziert war, drehte sich zu ihr um:

„Sie sind schon wieder neidisch, Frau Mosessohn!" antwortete er. „Ich kaufe eben da, wo ich am besten bedient werde — gönnen Sie doch Ihrem Konkurrenten drüben auch seinen Verdienst."

„Was wird er groß an Ihnen verdienen!" stichelte die Frau weiter, „Sie befehlen doch nicht bar!"

„So?" rief der andere zornig, indem er ein Goldstück auf den Tisch warf. „Ich habe Bargeld, wie Sie sehen! Was soll der Anzug hier kosten? Sie, bitte, ich habe keine Zeit."

„Nicht?" sprach Cäcilie gedehnt. „Du, wenn Sie nicht haben Zeit, so gehen Sie weiter, Mr. Patrick — dort hat gelassen der Zimmermann's Loch!"

Erstarrt hörte sie Harry an. Weshalb war die Alte so unhöflich zu diesem Kunden? Wollte sie ihn absichtlich zum Zorn reizen? Jedenfalls hatte sie dann ihren Zweck vorzüglich erreicht, denn eine dunkle Blutwelle schoß dem jungen Mann zu Kopf, und er trat ganz nah an sie heran:

„Verdammtes, altes Judenweib!" knirschte er. „Ich werde dir zeigen, was ich —"

Da er Mene machte, die Alte zu schlagen, sprang Harry vor und hielt den erhobenen Arm auf.

Dabei merkte er, daß die Kleidung des jungen Menschen ein zudringliches Parfüm ausströmte. Blühschnell zuckte es ihm durch den Kopf, was ihm sein Lehrherr gesagt hatte. War dieser nicht auf der Jagd nach einem Parfüm? Freilich, es gab deren tausende — merkwürdig genug wäre es doch gewesen, wenn dies in irgend-einem Zusammenhange mit diesem Patrick —

Hier hielt Harry plötzlich in seinen Gedanken inne; denn der junge Mensch, der jetzt erst sein Gesicht deut-

lich sah, ließ den erhobenen Arm sinken, wandte sich zur Thür und war blühschnell aus dem Laden verschwunden.

„Patrick!" rief die Alte unter lautem Lachen hinter ihm her, „Sie haben wohl gesehen ein Gespenst —?"

Aber auch sie hielt in ihrer Rede inne. Denn Harry Tagon war ebenso schnell wie der andere geflüchtet, hinter ihm hergesprungen und rannte jetzt durch die enge Straße, in der noch nicht die Laternen angezündet waren, ihm nach.

Noch hatte sich Cäcilie nicht von ihrem Erstaunen erholt, da kam Harry schon wieder und wischte sich den Schweiß von der Stirn.

„Der Kerl ist mir entkommen!" seufzte er. „Und ich bin überzeugt, daß er derjenige ist, den wir suchen —"

„Den wer sucht?"

„O, ich und meine Freunde. Aber jetzt sagen Sie mir, Frau Mosessohn, haben Sie die Dose entdeckt?"

„Was werd ich so nicht haben entdeckt? — Gott, du Gerechter, was haben Sie bloß heute für 'ne Aufregung, mein Gold?"

Harry hatte die Alte umfaßt und schwenkte sie herum.

„Sie sind großartig, Mutter Cäcilie! Jetzt fehlt es mir bloß noch, daß Sie mir sagen, ob Sie die Wohnung von diesem Patrick wissen, dann haben Sie mir unendlich wertvolle Dienste geleistet."

„Wo soll ich wissen, wo er wohnt der Patrick, bald hier, bald da. Hat er Geld, so spielt er den vornehmen Herrn — hat er keins, nu — so verschafft er sich's."

„Daß mir nicht sofort der Name auffiel. Ich hörte heute früh, daß ein — ein Bekannter von einem Patrick sprach. Die Beschreibung paßt so gut auf ihn. Und wissen Sie, Frau Mosessohn, daß er vielleicht einen Mord auf dem Gewissen hat?"

Die Frau zuckte die Achseln.

„Zutrauen kann man ihm alles. Gibt es was, was der Mensch nicht tut, wenn er kann kriegen Geld? Habe ich nicht Grund, wenn ich sage, daß er mir ist verhaft? Er hat todschlagen meinen Hund, mein liebes Hündchen, die einzige Freude, die ich hatte. Und warum hat er es getan? Weil es hat gebellt, als er gesprochen hat. Weil es ihn hat gestört. Ist der Mensch geworden verrückt und wild wie ein Tier, hat genommen seinen Stock und drauf losgeschlagen. Tot ist es liegen geblieben, das kleine Tier — und dann hat er gehakt die Frecheit, mir ansbieten Geld davor!"

„Nicht wundert nur, daß er Ihren Laden wieder betrat."

„Was denkt der noch an so 'ne Kleinigkeit. Was is e toter Hund für so 'nen Schurken. Hat vergessen die ganze Milchpöke und wollte kaufen billig einen neuen Anzug. Bei mir kriegt er aber nichts, so wahr ich lebe und gesund bin."

Die Meinen, schwarzen Augen funkelten, und die weissen Hände ballten sich zu Fäusten.

„Schade, sehr schade — wie soll ich den Kerl nun wieder auffinden!“ murmelte Harry. „Doch ich bin schon froh, daß wir nun wissen, wo die goldene Dose ist. — Tobias Mercy hat sie bestimmt, nicht wahr?“

„Er hat sie bestimmt bis morgen. Ich habe ihm vorgeredet, daß ich sie will kaufen. — Darf ich nun fragen, Mister, was es hat für 'ne Bewandnis damit?“

„Fragen dürfen Sie wohl“, lächelte Harry, „aber antworten darf ich nicht. Ich eile jetzt zu meinem Meister. Auf Wiedersehen, vielleicht noch heute abend.“

Unter den gut gemeinten Segenssprüchen der Alten ging er fort.

Zufällig war gerade jene Konditorei, die Clarence genannt hatte, der Ort für das heutige Stelldichlein mit Sherlock Holmes.

Als Harry das kleine, aber stets überfüllte Lokal betrat, sah er sogleich, daß der Gesuchte nicht darin war. Aber statt seiner trat eine kleine Blumenverkäuferin an ihn heran und flüsterte:

„Acht Uhr Mohrenkopf. Ladung mitbringen.“

Harry kaufte ein Sträußchen, nickte dabei zum Zeichen, daß er verstanden habe, und verließ gleich darauf den Raum, um nach Hause zu eilen.

2. Kapitel.

Ein Indizienbeweis.

Lord Wallerton hatte den ganzen Tag in düsterem Brüten in seinem Zimmer eingeschlossen verbracht und kam erst gegen Abend heraus, als die Polizei sich zu einer Besprechung bei ihm melden ließ.

„Mylord“, begann der eintretende Inspektor in förmlichem Tone, „ich erhielt vorhin Ihre Seilen, in denen Sie eine bestimmte Persönlichkeit als den Mörder Ihrer Gemahlin bezeichnen. Bevor ich zur Verhaftung dieses Herrn schreite, müßte ich doch von Ihnen eine bessere Begründung Ihres Verdachtes haben.“

„Es ist kein Verdacht, sondern eine Gewißheit“, erwiderte fast der Lord. „Ich erkläre nochmals, daß mein Vetter Antony Beverly der Mörder meiner Frau gewesen ist — wenigstens war er der Dieb, welcher eine beträchtliche Summe aus meinem Schreibtisch stahl. Also dürfte ihm auch der Mord zugutruhen sein.“

„Das ist voreilig geschlossen, Mylord. Doch Sie sehen mich in der Tat ganz verblüfft. Wollen Sie nicht Ihre Anklage näher begründen?“

„Selbstverständlich. Ich würde sie meinem Vetter ins Gesicht sagen, wenn er nur schon hier wäre. Aber trotz wiederholter Botschaften ist er noch immer nicht erschienen.“

„Was bringt Sie also darauf, Mylord, daß Ihr Herr Vetter ein Dieb und ein Mörder ist?“

„Folgende Tatsache: Ich erhielt gestern früh eine Summe Geldes in neuen Banknoten, deren Nummern ich notierte, und die ich dann in Gegenwart meiner Frau in meinem Schreibtisch einschloß. Mein Vetter hatte mich am Tage vorher, als er zufällig hörte, daß ich diese Einzahlung erwarte, um ein Darlehn gebeten. Ich aber hatte es ihm abgeschlagen; ich hatte keine Lust, in einen Abgrund, der schon Unsummen verschlungen hat, noch mehr hineinzuwurfen.“

„Ich bin mehr als erstaunt, Lord Wallerton! Mr. Beverly ist doch steinreich.“

Ein höhnisches Lachen kam von Aubrys Lippen.

„Sie irren! Er wird vielleicht eines Tages wieder reich sein — zurzeit ist sein Kredit so erschöpft, daß er kaum weiß, wovon er seine Lieferanten bezahlen soll. Da er aber gerade mit einer der von mir gestohlenen Banknoten heute früh einen Lieferanten bezahlt hat, das eben führte für mich die Entdeckung herbei.“

„Wie trug sich das zu? Wie erfuhren Sie es?“

„Sehr einfach. Ich war mit einem meiner Bekannten vom Klub aus fortgeritten und kam aus dem Park zurück, als es mir einfiel, in Piccadilly einen neuen Hut zu bestellen — der dortige Hutmacher fertigt für mich und meinen Vetter sowie für einige andere Herren extra die Hüte an. Als ich bei ihm anhielt, kam der Ladeninhaber selbst heraus, bedauerte mit vielen Worten, daß der Hut noch nicht fertig sei, erzählte mir aber nach seiner schwachen Art, daß an diesem Morgen eine neue, größere Bestellung von Mr. Beverly gekommen sei. Ich suchte die Achseln; aber da ward der Mann noch eifriger und erklärte, er habe an diesem Morgen seine Rechnung bei berichtigt erhalten. Der Diener von Beverly sei dagesen und habe ihn bezahlt.“

Dies gab mir zu denken. — Ganz mechanisch sah ich einige Stunden, nachdem ich mich von dem ersten Entsetzen über den Mord erholt hatte, in meinem Schreibtisch nach. — Das Geld war verschwunden, der Schlüssel steckte im Schloß. Es war ein solcher, wie ihn meine Frau zu diesem Fach besaß, damit sie jederzeit Geld nehmen konnte.

Ich schickte einen Diener zu dem Hutmacher, ließ unter einem Vorwand Beverlys Note holen und entdeckte die notierte Nummer darauf.“

Der Polizeibeamte schwieg einige Minuten. Die eben gehörten Enthüllungen waren in der Tat dazu angetan, um eine Verhaftung Beverlys vorzunehmen — denn von dem vorgeschundenen Handschuh hatte der Lord bereits in seinem Briefe gesprochen.

„Man müßte“, sprach er endlich langsam, „zunächst feststellen, ob Beverly einige von den Banknoten besitzt, deren Nummern Sie aufgeschrieben haben.“

Lord Wallerton wechselte die Farbe, und seine Augen brannten in düsterem Haß, als er antwortete:

„Ich zweifle nicht, daß Sie die Banknoten bei ihm finden werden. Der Handschuh spricht deutlich genug für seine Anwesenheit hier. Er war jedenfalls nur zufällig in der Nähe unseres Hauses, denn ich hörte durch unsern alten Hausverwalter, daß meine Frau oft des Abends noch einen Brief in den Kasten trug, wenn sie ihrer Gewohnheit nach noch spät welche geschrieben hatte. Vielleicht klopfte er auch, trotzdem er kaum noch hoffen konnte, eingelassen zu werden, und da meine Gattin ihm öffnete, so kam er eben in die Lage, sie niederzustechen und sich des Geldes zu bemächtigen — er war mit allen Verhältnissen unseres Hauses vertraut und wußte auch, daß meine Frau den Schlüssel zu diesem Geldfach besaß. — Halten Sie das alles noch nicht für hinreichend, um Mr. Beverly zu verhaften?“

Der Beamte erhob sich und reichte dem Lord die Hand.

„Ihre Gründe genügen, Mylord, um die Verhaftung vorzunehmen.“

„Einen Moment, bitte! Bis wann werden Ihre Leute bei meinem Vetter sein, um ihn zu verhaften?“

„In einer Stunde, wahrscheinlich schon früher vielleicht.“

„Gut, so bleibt mir Zeit, ihn selbst noch zu besuchen. Ich sage es Ihnen ehrlich, Herr Inspektor, daß ich jetzt hinfahren werde. — Sie können sich darauf verlassen, daß ich eine etwaige Flucht meines Veters verhindern werde!“

Ein so unsagbar höhnischer Ausdruck zuckte bei diesen Worten um den Mund Wallertons, daß der Beamte betroffen zauderte.

„Wozu aber —“ begann er.

„Können Sie sich das nicht denken? Erstens kann ich ihn vielleicht zum Gefändnis bringen, zweitens aber soll er mir von den letzten Augenblicken meines armen Weibes erzählen — Antony Beverly und meine Frau kannten sich zwar nur wie Vetter und Base, aber er wird mir doch, wenn er nur einen Rest von Gefühl hat, sagen können, welches Cynthia's letzte Worte waren.“

Zehn Minuten später hielt Wallertons Automobil vor Beverlys Wohnung, und die Vettern standen sich gegenüber.

Als Beverly den Lord eintreten sah, sprang er auf und blickte unwillkürlich nach der Wand, an der seine Pistolen hingen.

Mubry aber blieb in der Nähe der Tür stehen, schlug die Arme übereinander und sprach in eisigem Tone:

„Laß die Pistolen kägen. Ich bin nicht gekommen, um mich mit dir zu schlagen, denn damit würde ich gerade das tun, was ich vermeiden will. Ich wünsche keinen

Skandal vor der Welt, merke dir das. Im übrigen bist du nicht wert, daß ich die Waffen mit dir treuze.“

Beverly fuhr auf:

„Welches Recht hast du, mir das zu sagen?“

Höhnisch kaskelten sich Mubrys Lippen.

„Du denkst, auch jetzt noch kannst du mich hintergehen? Ich bin aber nicht mehr blind und dumm wie vorher. Ich weiß, daß du mit mir gemeinsam mit Cynthia betrogen hast — ruhig! Kein Wort dagegen!“

Der Lord donnerte diesen Satz mit so plötzlicher Wut heraus, daß Beverly sah, dieser Mann stand am Rande des Wahnsinns, er mußte geschont werden.

„Ich dachte es mir“, fuhr Mubry grollend fort, „daß du versuchen würdest, zu leugnen. Ich habe Beweise für eure Schändlichkeit — Beweise, die von Cynthia selbst herrühren.“

„Das ist unmöglich!“ erwiderte Beverly mit fester Stimme.

„Unmöglich? Nun denn, so sieh her. — Diese Zeilen hier fand ich in der Schublade in Cynthia's Zimmer, aus welcher einige Kleinigkeiten geraubt waren. Diese Zeilen, welche erst vor wenigen Tagen geschrieben sind, und die mir enthüllen, was mir auch der Handschuh schon gesagt hatte, den ich in ihrem Zimmer fand.“

Bei diesen Worten warf der Lord ein Blatt auf den Tisch, das Antony aufnahm und las. — In Cynthia's Handschrift war darauf geschrieben:

„Ich kann die Wucht des Geheimnisses nicht länger ertragen, meine gute Fanny. Ich gehe daran zugrunde. Täglich und stündlich Mubry ins Auge sehen zu müssen und dabei zu wissen, du liebst ja den andern, du hast ja nie einen Mann geliebt als Antony — und dazu die ganze Komödie, die ich vor der Welt aufzuführen muß, damit niemand mein Geheimnis errät — das geht über meine Kräfte. Wenn du mir nicht raten kannst, so weiß —“

Hier hörte die letzte Zeile auf, und offenbar war ein neuer Briefbogen zur Fortsetzung des Briefes angenommen worden.

Beverly starrte auf die verhängnisvollen Zeilen hernieder, als enthielten sie sein Todesurteil. Es war ja klar, daß der Gatte aus diesen Worten eine Schuld herauslesen mußte, gleichviel, ob Antony das Gegenteil beteuerte oder nicht.

„Ich weiß“, sprach der Lord mit harter Stimme weiter, „daß du gestern Abend bei Cynthia warst. — Der Handschuh ist Zeuge dafür! Haha — hättest du nicht so eine besondere Sorte, so würde ich vielleicht niemals hinter eure Schliche gekommen sein!“

„Ich verstehe ganz und gar nicht“, sagte Beverly, „was diese von Cynthia geschriebenen Zeilen bedeuten. Wenn sie diese Worte in einem Briefe geschrieben hat, wieso liegen sie dann im Schreibtisch? Und wenn sie sie

nur als eine Art von Tagebuchnotiz geschrieben hat, weshalb glaubst du, daß sie ein Schuldgeständnis sind? Ich schwöre dir, daß ich niemals mit Cynthia —“

„Bemühe dich nicht!“ unterbrach ihn Aubrey. „Ich würde dir doch kein Wort glauben. Ich sagte dir schon, daß mir der Handschuh alles verriet — ganz abgesehen davon, daß ich längst wußte, wie vernarrt Cynthia in dich war. Jetzt bin ich gekommen, nicht um mit dir zu streiten, sondern um dir zu sagen, welche Strafe du für deinen Verrat tragen wirst.“

Antony mußte mühsam an sich halten, um den Ton seines Veters, der wie ein Richter vor ihm stand, zu ertragen.

„Du sollst nicht den Triumph haben“, fuhr Aubrey verbißsen fort, „daß die Welt dich als den Liebhaber meiner Frau kennen lernt! Leider ist die Auffindung des Handschuhs — ich weiß nicht wie — schon bekannt geworden. Man argwöhnt also, daß heute nacht ein Mr. Beverly im Zimmer meiner Frau war. Man wird aber auch erfahren, daß er als ein gemeiner Dieb und Mörder dort war — denn man wird bei ihm das Geld finden, welches er aus meinem Schreibtisch gestohlen hat.“

„Du bist wahnsinnig!“ stieß Beverly hervor.

„Das wäre kein Wunder! Aber ich bin es nicht — im Gegenteil, du kannst meinen Scharfsinn bewundern — auch ist es zu spät, um dich noch zu retten. Jeden Augenblick kann die Polizei hier sein, die dich festnehmen wird. Hahaha — Mr. Antony Beverly, so büßt man die Schmach, mit der man Aubrey Wallerton bedeckt hat!“

Er war hinausgeeilt, noch ehe Antony ein Wort erwidern konnte.

Fast unmittelbar hinter dem Lord kam ein Beamter, der den Haftbefehl in der Tasche trug.

Als dieser bei Antony Beverly eintrat, fand er einen fast gebrochenen Mann. Mit grausamer Si-cherheit hatte Aubrey Wallerton die Schlinge um den Hals seines verhassten Veters und vermeintlichen Rivalen gelegt. Das Geld, von dem er heute früh bereits einige Scheine ausgegeben hatte, mußte als furchtbarer Beweis gegen ihn sprechen. Denn es gab keinen Zeugen dafür, daß dieses Geld von dem Lord eigenhändig während des Spazierritts Beverly übergeben worden war.“

Der Lord behauptete, das Geld sei während der Nacht gestohlen worden — der Handschuh sprach dafür, daß der junge Mann im Hause des Lords gewesen war — der Mord war zu derselben Stunde geschehen! — Antony Beverly sah keinen Hoffnungsschimmer für sich aus dem Dunkel aufstrahlen, das ihn umgab.

Nur ein Name kam ihm fortwährend in den Sinn, ein Name, an den er sich anklammerte, weil nur von ihm Rettung kommen konnte, falls Rettung überhaupt möglich war.

Dieser lautete: Sherlock Holmes.

8. Kapitel.

Ein gefährliches Zimmer.

Clarence und Sherlock Holmes hatten in der Konditorei die Leute nicht gefunden, von denen sie Auskunft über die Töchter des Karitätenhändlers zu erhalten hofften.

So hatten sie dem Blumenmädchen, einer der Vertrauten des Detektivs, jenen Auftrag für Harry Tagon gegeben und waren dann in verschiedenen Richtungen weiter gegangen.

Sherlock Holmes begab sich nach Hause und wechselte dort seine Kleider und auch sein Gesicht. Eine Viertelstunde später war er ein älterer, gebückt gehender Mann, zum Ausgehen fertig, als es am Telefon klingelte.

„Hier Sherlock Holmes, wer dort?“ rief er.

„Hier Carrie Mercy. Ist Mr. Holmes selbst dort?“

„Jawohl, ich bin hier.“

„Wir haben soeben die Abendzeitungen gelesen und daraus ersehen, welches entsetzliche Unglück bei Lord Wallerton geschehen ist. Nun verstehen wir, weshalb Sie heute so aufgeregt waren, denn die Untersuchung liegt ja wohl in Ihren Händen.“

„Aufgeregt, Miß Mercy, war zwar nicht ich, sondern das waren Sie, aber das bleibt sich jetzt gleich. Haben Sie eingesehen, daß der Mantel und Hut, welcher heute nacht bei der ermordeten Lady Wallerton gestohlen wurde, verdächtig genug auf Ihrem Körper war?“

„Mr. Holmes, deshalb telephonierte ich Ihnen soeben! Ich muß Sie unbedingt sprechen, und ich kann nicht ausgehen, da Sie unser Haus durch Polizei bewachen lassen.“

„Ich? Sie überschätzen mich, Miß, ich habe doch keine Mannschaften zur Verfügung! Aber wenn es so ist, wie Sie sagen, werde ich zu Ihnen kommen — erwarten Sie mich in einer halben Stunde.“

Kaum war dieses Gespräch beendet, so ging Sherlock Holmes nochmals in sein „Verwandlungskabinett“. Als er wieder herauskam, sah er aus wie gewöhnlich. Niemand konnte ihm anmerken, daß er einen hieb- und stoßsicheren Panzer unter der Kleidung trug.

Er hatte am Vormittag gesagt, daß er nicht allein in jenes Haus kommen werde, und so geschah es auch.

Vor dem Laden patrouillierte ein Mann in Zivil auf und ab, dem man nicht ansah, daß er ein Policeman war. Sherlock Holmes trat an ihn heran und fragte:

„Wo sind die andern? Es waren doch drei Mann bestellt?“

„Der eine ist drinnen auf der Treppe, Mr. Holmes. Er hat schon die Töchter verhindert, auszugehen. Der dritte steht dort drüben — es ist der in Uniform.“

„Gut. Und wer hat das Haus seit heute nacht mittag betreten?“

„Niemand, soviel ich gesehen habe. Wenn nicht vom Hof aus, wozu wir keinen Zugang haben, jemand in das Haus gelangen konnte.“

„Was heißt das, Sie haben keinen Zugang zum Hof?“

„Es führt keine Tür hin. Ich weiß ja auch nicht, ob ein Hof, ein Garten oder überhaupt Hinterland vorhanden ist. Wenn das da ist, so kann man es nur von irgendeinem Zimmer aus betreten. Wir haben keine Order erhalten, etwas anderes als die Straße zu bewachen.“

Der Detektiv unterdrückte einen Fluch. Immer ging man bei den Behörden genau nach dem Buchstaben. Natürlich konnten längst Spiegelsellen bei der sauberen Gesellschaft eingedrungen sein und das Betreten des Hauses dadurch gefährlich gemacht haben.

„Kommen Sie mit“, sprach er kurz zu dem Beamten, „und begleiten Sie mich nebst dem zweiten im Treppenhause postierten Mann in die Wohnung hinein. Wenn ich Sie nicht rufe, so unterbrechen Sie aber nicht die Unterredung, die ich mit den Mädchen haben werde.“

Er trat, gefolgt von den beiden Männern, in die Wohnung ein und ward von der hübschen Carrie, die sehr blaß und verweint aussah, empfangen und in das dritte Zimmer geführt.

„O, Mr. Holmes“, rief sie klagend, „in welchen furchtbaren Verdacht sind wir geraten! Wir ahnten ja nicht, was es für eine Bewandnis mit dem Mantel und dem Hut hatte. Werden wir dafür bestraft werden, daß wir dem Verbrecher halfen?“

„Das kommt ganz auf die Umstände an“, erwiderte mit strenger Miene der Detektiv. „Vor allem sagen Sie mir, wo der Mörder jetzt ist. Sie wissen, daß Lord Walserton eine hohe Belohnung ausgesetzt hat für diejenigen, welche zur Ergreifung des Täters beitragen.“

Während Sherlock Holmes sprach, horchte er unausgesetzt nach dem Nebenzimmer hin, wo er ein sonderbares Geräusch zu unterscheiden glaubte. Es klang, als wenn ein Schraubengewinde gedreht würde.

„Der Mörder? Ach, ich kann es noch nicht glauben, daß wirklich mein Bräutigam ein Mörder ist! Er kam heute früh, verkleidet, wie ich meinte, nur zum Spaß, und schenkte mir dann den Mantel und den Hut, indem er behauptete, er habe beides bei einer Kammerjungfer gekauft, die mit den abgelegten Sachen ihrer Herrin handle. Solche Kleider hat er mir auch schon früher manchmal geschenkt; deshalb sprach ich heute vormittag so sicher von der bezahlten Rechnung.“

„Weiter, weiter, wo dieser Mr. Patrick ist, will ich wissen.“

„Er ist seit dem Vormittag nicht mehr hier gewesen. Glauben Sie denn, Mr. Holmes, er hat nicht gleich gemerkt, weshalb Sie hier waren? Aber die Lady

hat er vielleicht doch nicht getötet. Er hat ja gar kein Geld; ich bitte Sie, wozu sollte er eine solche Tat denn begangen haben, wenn es nicht des Geldes wegen geschah?“

Carries Augen irrten fortwährend von Sherlock Holmes zu der Tür und zu dem großen Schrank, der hinter jenem stand, und den er heute von außen besichtigt hatte.

Es war kein Spiegel in dem Gemach bis auf einen, der im Rücken des Detektivs neben dem Schrank an der Wand hing.

Jetzt sah Carrie, wie dieser Spiegel sich langsam einmal auf und ab bewegte; das war ein Zeichen für sie, auf das sie längst gewartet hatte.

Sie tat plötzlich, als horche sie nach dem Nebenzimmer hin, raunte dann zur Tür, öffnete einen Spalt und rief voller Angst:

„Um alles in der Welt, Mr. Holmes, sind Sie bewaffnet? Ich höre die Brüder — sie kommen vom Garten her — es sind zu viele für Sie — mein Gott, was soll ich tun — ich will nicht, daß man Sie hier überfällt!“

So vorzüglich spielte sie ihre Rolle, daß der Detektiv sich einen Moment täuschen ließ und seinen Revolver zog.

Über Carrie schloß die Tür schnell, drehte den Schlüssel im Schloß herum und rief flüsternd:

„Nicht schließen! Still, still. Wir können gar nicht wissen, wieviel Helfer meine Brüder mitgebracht haben. Das gilt ebenfogut mir wie Ihnen. Sie sind gewiß erbittert, weil ich Ihnen telephonierte habe. Ich muß sie auf eine falsche Fährte locken. Wenn ich nur einen Augenblick ein Versteck für Sie wüßte.“

Hastig und wie in höchster Angst waren diese Worte hervorgestoßen worden. In demselben Moment wurde die Klinke von draußen niedergedrückt, und eine rauhe Männerstimme rief halblaut:

„Goddam, Carrie, weshalb hast du zugehört? Mach' auf der Stelle auf.“

Carrie rannte zu dem großen Schrank, den sie aufschloß.

„Hier hinein“, raunte sie. „Um Gottes Barmherzigkeit willen, folgen Sie mir. Sie sind des Todes, wenn Sie sich nicht verstecken. Es sind mindestens sechs Mann!“

Sherlock Holmes sah ein, daß er einer solchen Uebermacht nicht gegenüber treten konnte.

Er schlüpfte in den Schrank, zog aber zur Vorsicht erst den Schlüssel ab und hörte dann, wie Carrie einen Niegel oder irgend etwas Lehnliches draußen vorschob.

Dann eilte sie, die Tür aufzuschließen, und Sherlock Holmes hörte eine Menge schwerer Männer Schritte, doch konnte er nicht unterscheiden, was die Leute sprachen.

Was war denn das überhaupt? In dem Schranke, der so groß und geräumig war, daß es ihm unmög-

lich an Luft darin mangeln konnte, fühlte er gleichwohl etwas Bedrückendes beim Atmen.

Es wurde mit jeder Sekunde schlimmer. Gress und blitzgleich erkannte er, daß er einer nichtswürdigen List zum Opfer gefallen war, daß er ein Gefangener in dem Schranke war, und daß man ihn hier einem sicheren Tode überliefern wollte.

Da draußen in dem Zimmer die schweren Schritte jetzt verhallt waren, vermutete Sherlock Holmes, daß niemand mehr anwesend war. Er stieß, er rüttelte an der Schranktür. Allein, anstatt, daß sie nachgab, geschah jetzt etwas Neues, Gräßliches.

Er fühlte, wie die Decke des Schrankes sich herabsenkte, langsam sicher; sie berührte schon seinen Kopf und presste unaushaltbar nach unten.

Verzweifelt begriff er, was dies bedeutete. Die verborgene Maschinerie des alten Möbels, das aus einem mittelalterlichen Schlosse stammte und dort manchem harmlosen Gaste den Garaua gemacht haben mochte, funktionierte mit fürchterlicher Sicherheit.

„Ich bin verloren“, dachte der Gefangene mit seinen letzten, schwindenden Geisteskräften, „und niemand wird wissen, wo ich ein Ende genommen habe. Wenn Harry wüßte —“

Die Sinne verließen ihn, und er fiel wie ein Toter nieder.

* * *

Zu derselben Zeit wartete Harry Tagon an dem Hause, welches das Blumenmädchen ihm als „Möhrenkopf“ bezeichnet hatte, die Uhr in der Hand, und mit wachsender Unruhe auf ein Zeichen von seinem Meister.

Nichts war zu hören und zu sehen, hier in dieser stillen Nebenstraße lag alles regungslos und schon wie in nächtlicher Ruhe.

„Bis um halb neun Uhr warte ich“, murmelte Harry, „aber dann ist es aus mit meiner Geduld, dann suche ich auf eigene Faust nach ihm.“

Er wanderte bis zur nächsten Straßenecke und wollte eben wieder umkehren, als ihm jemand auf die Schulter schlug:

„Harry, teurer Genosse, ich habe den Kerl entdeckt!“ Herumfahrend, blickte Harry in das fröhliche Gesicht von Clarence, der in der besten Laune war:

„Wen haben Sie?“ fragte Harry verwundert.

„Nun, Patrick, den edeln Jüngling, der heute früh in Eady Wallertons Pelzmantel herumging. Ich habe ihn in Holmes Wohnung gebracht, natürlich gefesselt.“

„Und ich warte auf Mr. Holmes, der mich für acht Uhr hierher bestellt hat. Jetzt ist es halb neun — was mag ihm passiert sein?“

„So, ist er nicht am Möhrenkopf? Das wundert mich ebenfalls. Ich habe dieselbe Order bekommen wie Sie, sollte mich hier einfinden. Unser Lehrmeister wird

inzwischen wohl bei den beiden Gentlemen sein, die sich so weitend in den Haaren liegen.“

„Bei Lord Wallerton?“

„Oder dessen Vetter, ja. Kommen Sie, Harry, wir wollen dort schnell nachfragen.“

Bis zum Margarets Road war es nur wenige Minuten. Aber schon in der Halle hörten sie, daß Sherlock Holmes seit vielen Stunden nicht dagewesen war.

„Dann zu Beverly“, murmelte Clarence, indem er eine Droschke herbeirief und hineinsprang. „Schnell, Harry, es ist wohl möglich, daß ein Unheil passiert ist — es ist ja eine zu infame Bande, mit der wir es zu tun haben.“

Bei Mr. Beverly war niemand mehr zu Hause. Der Hausherr war in Untersuchungshaft abgeführt und auch Errick nicht zugegen.

Ratlos standen die beiden jungen Männer sich einen Moment gegenüber, bis Harry rief:

„Ich frage bei unserer Wirtschaftlerin an, ob sie weiß, wo der Meister ist.“

Der zweite Diener Beverlys ließ die jungen Leute das Telephon benützen, und sie erhielten von Mrs. Bonnet den Bescheid, daß der große Detektiv sich gut bewaffnet fortbegeben habe, ohne zu sagen, wohin. Sie setzte aber dazu, daß er etwas von einem Kuriositätenladen gesprochen habe.

„Natürlich!“ rief Clarence, „dort wird er sein! Auf, Harry — wir werden vielleicht Schelte bekommen, wenn wir ungerufen dort auftauchen, aber das ist mir gleich — vorwärts!“

Sie stürmten förmlich in der Richtung nach dem grauen Hause fort. Unterwegs berichtete Clarence in fliegenden Worten, daß er den gesuchten Patrick, denselben, den Harry vergebens verfolgt hatte, in dem Augenblick erkannt und festgenommen hatte, als jener sich eine Fahrtarte nach Brighton lösen wollte.

„Es war ein Glück“, schloß er, „daß mir Holmes eine Information für die Polizei mitgegeben hatte, sonst würde mir seine Verhaftung nicht geglückt sein. Das Rätsel des Mordes ist freilich immer noch nicht damit gelöst; denn der Kerl kann ja auch in Wallertons Haus gekommen sein, nachdem der Mord geschehen, der Mörder entflohen und nur noch etwas zu rauben da war.“

„Zu rauben?“ fragte Harry. „Ich denke, daß Mr. Beverly wegen Raubes und Mordes abgeführt worden ist?“

„Wenn man abgeführt ist, so ist man deshalb noch nicht überführt!“ erwiderte sehr richtig Clarence. „Aber hier sind wir am Ziele, und ich sehe auch schon drüben einen uniformierten Freund. Den wollen wir fragen — heba, Schutzmann! Können Sie uns sagen, ob Mr. Holmes hier in dieses Haus hineingegangen ist?“

„Vor genau einer Stunde, jawohl, begleitet von zwei Mann. Ich weiß nicht, was er so lange da drinnen zu suchen hat; die Zeit kann einem wahrhaftig lang werden.“

9. Kapitel.

Ein Föschblatt.

Donnernd erschollen die Schläge der beiden jungen Leute an der verschloffenen Wohnungstür oberhalb des Karitätenladens, den sie vergeblich von der Straße aus zu betreten versucht hatten.

Niemand öffnete.

„Ich weiß, daß Holmes hier nicht ohne Begleitung eingedrungen ist. Der Mann auf der Straße sprach von zwei Begleitern. Wir müssen hinein. Holt einen Schlosser.“

Harry hatte es gerufen, Clarence rannte hinunter und kam nach wenigen Minuten mit einem Schlosser wieder, den er noch glücklich vor Schluß der Werkstätte erwischte hatte.

Die Tür wurde ohne große Mühe geöffnet; dieselbe Arbeit aber fand sich noch nötig bei den beiden vom Korridor aus in die Wohnung führenden Türen.

Alles war leer. Totenstille herrschte.

„Die Gesellschaft ist durch den Garten entkommen!“ rief Harry, der entdeckt hatte, daß von der Küche eine kleine, eiserne Treppe hinabführte. „Was, um Gottes willen, haben sie mit meinem Meister gemacht?“

Nirgendes waren Spuren von Gewalt zu sehen; aber Clarence lief die Treppe hinunter, kam dabei an den Eingang zum Keller, der ebenfalls vom Garten aus zu betreten war, und elste, einer Eingebung folgend, dort hinab.

Dumpfes Stöhnen sagte ihm, daß hier die Lösung des Rätsels zu finden sei. Nicht lange, und er entdeckte die beiden Begleiter von Sherlock Holmes, welche auf ihn im Flur gewartet hatten, gesesselt in einer Ecke liegend.

Kalt riß er ihnen die Knebel aus dem Munde, zerschnitt ihre Stricke und stieß heraus:

„Wo ist Sherlock Holmes? Erzählt nachher, was mit euch geschehen ist — vor allem handelt es sich jetzt um ihn!“

„Zum Teufel!“ rief der eine der Beamten, indem er seine schmerzenden Glieder rieb, „wir sind doch wohl auch wert, daß man nach uns fragt! Ich weiß nicht, wo euer verdammter Holmes ist, der immer in solche Klemmen gerät, daß andere Leute dabei ihren Hals riskieren müssen!“

„Aber er war doch in der Wohnung!“

„Nun ja, in des Satans Namen. Aber wie soll ich wissen, was aus ihm geworden ist, wenn man uns, wie

Schlachtvieh gebunden, hier hinuntergeschmissen hat! Fragt doch die sauberen Damen oben —“

Clarence rannte wieder hinauf, ohne sich bei dem entrüsteten Manne noch länger aufzuhalten.

„Wir müssen ihn in der Wohnung suchen“, stieg er heraus, als er atemlos wieder oben angekommen war.

Das tat Harry bereits.

Clarence sah, wie er einen der alten Schränke nach dem andern aufriß, unter die Betten schaute, jede Gardine zur Seite riß, kurz, eine wilde Suche nach seinem geliebten Meister veranstaltete.

„Im letzten Zimmer ist noch so ein Schrank!“ verkündete der Schlosser, der aus Neugierde mit eingedrungen war und selbst suchen half. „Dort riecht es so sonderbar. Soll ich den Schrank aufbrechen?“

„Nur zu, Mensch, fragen Sie nicht erst lange. Wenn er auch dort nicht ist, so —“

Er hielt inne, denn schon sprang die Tür auf, eine Wolke eigentümlich riechenden Dunstes quoll heraus, und ein schrecklicher Einblick bot sich dar:

Sherlock Holmes lag auf dem Boden des Schrankes, das Gesicht nach unten gewendet, und dicht auf ihm, so daß es ausah, als wäre er durch die Wucht der Last erdrückt worden, lag ein schwerer, hölzerner Balken, die innere Decke des Schrankes, die man hinabgeschraubt hatte, so weit es ging.

„Varnherziger Gott!“ schrie Harry auf, „man hat ihn ermordet! Er ist tot!“

„Noch nicht!“ antwortete Clarence.

Er hatte mit Harry sofort unter Anspannung aller Kräfte die furchtbare Last ein wenig emporgehoben, die auf dem Unglücklichen ruhte. Und jetzt zogen sie den leblosen Körper hervor, rissen das Fenster auf und versuchten mit kaltem Wasser und künstlichen Atmungsbewegungen das entflozene Leben wieder zurückzurufen.

Nicht lange, und eine dumpfe Stimme sprach:

„Kinder, reißt nicht so toll!“

„Er lebt!“ jubelte Harry auf. „Meister — Gott sei Dank!“

In der Tat richtete sich Sherlock Holmes fast ohne Hilfe auf und blickte um sich.

„Alle entwischt? Ich dachte es mir — verdammtes Gesindel!“

„Lassen Sie die Leute!“ rief Clarence. „Die Hauptsache ist, daß wir Sie errettet haben — wahrhaftig, Mr. Holmes, es ist wunderbar genug, daß Sie leben!“

„Nicht wahr?“ erwiderte Sherlock Holmes, indem er sich vollends aufrichtete und den Schatten eines Lächelns unterdrückte. „Nur muß ich euch den Ruhm nehmen, daß ihr allein mich vom Tode errettet habt — das habe ich mißgeforg.“

„Was — wie?“ fraaten die beiden Leute betroffen.

„Nun, wenn ich nicht meine Flasche mit dem Sauerstoff bei mir gehabt hätte, die ich zu meinem unumgänglich nötigen Handwerkzeug rechne, so wäre ich natürlich erstickt. Aber im letzten Moment, als ich schon den sicheren Tod vor Augen sah, fiel er mir wie eine traumhafte Erinnerung ein. Ich vermochte mich noch herumzudrehen und mein Taschentuch mit der Flüssigkeit zu besprühen. Das Gesicht preßte ich dann auf das Tuch, und so blieb ich am Leben.“

„Aber dieser entsetzliche Balken, Mr. Holmes!“ rief Harry. „Wie konnten Sie denn den ertragen? Es sah aus, als ob Sie totgedrückt wären.“

„Das war mein übliches Glück“, erwiderte der Detektiv, indem er aufstand und die Arme dehnte. „Der famose Apparat in dem Innern des Schrankes funktionierte offenbar nur so weit, als er mich nicht zerquetschen konnte!“

Die Sache war ohnehin ungemütlich genug, das kann ich euch versichern. Doch auch dieses gefährliche Erlebnis hatte wieder sein Gutes. Ich habe gesehen, wie schuldig sich die wackere Familie Mercy fühlte! Sie wollten sich meiner entledigen und dann ihr Heil in der Flucht suchen!“

„Den Patrick habe ich“, ließ sich Clarence triumphierend vernehmen; „er erwartet Sie gefesselt in Ihrer Wohnung, Mr. Holmes.“

„Das ist ein guter Fang“, erwiderte der große Detektiv. „Doch nun berichte auch du“, wandte er sich an seinen Kamulus. „Harry, mein Sohn, laß mich vor allem wissen, ob du etwas über die goldene Dose erfahren hast?“

„Ja, Meister, der alte Mercy hat sie!“

Sherlock Holmes war wie elektrisiert.

„Goddam, du hättest mir nichts Angenehmeres mitteilen können.“

„Hallo? Weshalb denn, Mr. Holmes?“ fragte Clarence.

„Weil ich nicht daran glaube, daß Mr. Beverly den Mord begangen hat. Ja, ich glaube nicht einmal, daß er die Bantnoten gestohlen hat.“

„Der Mann ist sicher unschuldig in diese furchtbare Lage geraten“, rief Clarence. „Ich habe oft Gelegenheit gehabt, ihn zu beobachten. Er hatte einen einzigen Fehler, und das war seine Verschwendungsucht.“

„Aus der dann mancherlei anderes folgte“, ergänzte Sherlock Holmes den Satz. „Doch, nun laßt uns aufbrechen; wir dürfen keine Zeit mehr verlieren. Ich werde jetzt sofort noch zu Lord Wallerton fahren und ihm mitteilen, was ich weiß, dann nimmst er vielleicht seine schweren Anklagen gegen den verhassten Vetter zurück.“

Bei diesen Worten ging Sherlock Holmes zur Tür. Man merkte ihm von den überstandenen Schrecken nichts

mehr an, und bewundernd folgten ihm die beiden jungen Leute.

Der Detektiv ließ die beiden, inzwischen aus dem Keller herausgekommenen Polizisten als Wachen in der Wohnung zurück und versprach, sogleich noch weitere Hilfen zu senden, für den Fall, daß die verbrecherische Mercy mit ihren Spießgesellen zurückkehren sollten.

„Was mag es nur gewesen sein“, fragte Harry, „was Sie betäubte?“

„Jemandem verteneskies, orientalisches Kraut, was weiß ich, wie es heißen mag. — Der alte Raritätenhändler hatte ja immer allerlei solche Geheimmittel in seinem Kram, wenn er es auch stets leugnete. Ich bin neugierig, wie sich der alte Ganner aus der Affäre ziehen wird; jedenfalls wird er morgen behaupten, von alledem nichts gewußt zu haben, aber vielleicht ist auch Familie Mercy auf immer verduftet!“

Sherlock Holmes fuhr, auf dem Wege nach dem Palais Wallerton, zunächst noch bei seiner eigenen Wohnung vor, ging hinauf und entzündete das elektrische Licht auf seinem Schreibtisch, das mit besonderer Helligkeit brannte.

Nun zog er das Löffblatt und den angefangenen Briefbogen hervor, den er von Lady Cynthia Schreibstisch genommen hatte.

Einen Stehspiegel vor sich hinstellend, beleuchtete er das Löffblatt scharf und versuchte, die auf demselben abgedruckten Schriftzüge zu entziffern.

Es war eine schwere Arbeit. So vieles lief da kreuz und quer, und die gleichgültigsten Worte konnten mit den wichtigsten verwechselt werden. Aber was der Detektiv suchte, das war eigentlich keine Mitteilung, sondern nur eine Adresse.

„Es ist ein Jammer“, murmelte er, „daß mir Beverly nicht sagen konnte, wer denn diese Freundin Fanny ist, an die Cynthia am Abend ihres Todes schrieb! — Und wenn er auch vermutete, daß es eine Schulfreundin ist, die nicht weit von hier irgendwo auf dem Lande lebt, so gibt mir das doch keinerlei Anhalt. Ich will und muß wissen, was die Aermste in dieser wichtigen Stunde schrieb — halt! Da sehe ich etwas!“

Auf dem Löffblatt stand in der stillen, klaren Handschrift der Ermordeten ein einziges Wort, das ihn stutzen ließ. Dieses Wort hieß „Lebensmüde“.

Wie ein greller Blitzstrahl schlug dieses Wort bei ihm ein.

„Lebensmüde!“

Sherlock Holmes starrte das Wort an, und seine Augen funkelten. Endlich sprang er auf und begab sich in den kleinen Raum, wo der gefesselte Patrick seines Schicksals harrte.

Als er den Detektiv erblickte, lächelte er bissig

„Nun, haben Sie mich endlich, Meister Henker? Lange genug sind Sie eigentlich schon hinter mir her.“

„Aber bisher noch nicht wegen eines Mordes, mein Sohn!“ erwiderte der Detektiv gemächlich. „Dies ist ein neuer Fall, und diesmal werden Sie baumeln.“

„Wegen eines Mordes? Wie kommen Sie darauf, Mr. Holmes? Glauben Sie, ich hätte eine wehrlose Dame totgeschlagen, ohne daß sie mindestens einen Haufen Gold bei sich gehabt hätte?“

„Aha! Also um einen Haufen Gold hätten Sie es sicher getan? Nun, so traue ich es Ihnen auch ohne solchen Grund zu.“

„Aber zu unrecht, Mr. Holmes!“ rief Patrick, der nun erbleichte.

„So! Nun erklären Sie mir doch, was sich zuge- tragen hat.“

Patrick beugte sich vor und begann mit leiser, aber sicherer Stimme zu erzählen.

Als er fertig war, eilte Sherlock Holmes fort, nachdem er seinem Gehilfen noch eine kurze Anordnung gegeben hatte.

10. Kapitel.

Ein Tagebuchblatt.

„Ist Lord Wallerton zu sprechen?“

Der alte Weggler nickte trübseelig und führte den Detektiv durch die Halle in das Arbeitszimmer des Hausherrn.

„Ich werde Mylord gleich rufen, Mr. Holmes“, sagte er. „Aber ich kann Ihnen nur sagen, wenn die Sache nicht bald aufgeklärt wird, so endet sie für den armen Herrn noch übler als sie schon ist.“

„Wieso? Wie meinen Sie das, Weggler?“

„Nun, ich sagte es Ihnen ja schon, Mr. Holmes, daß Mylord die arme Lady in seiner Art doch geliebt hat. Ihr rätselhafter Tod hat ihn zur Verzweiflung getrieben — er glaubt jetzt, daß sie ihn betrogen hat, und das macht ihn beinahe wahnsinnig.“

„Ich muß ihn sprechen, sofort. Bitte, sagen Sie ihm, daß es sich um höchst wichtige Dinge handelt.“

Gleich darauf trat Aubry Wallerton ein. Er sah erbärmlich aus — seine Augen waren eingesunken und blickten fast leblos aus dem fahlen Gesicht heraus, und der Händedruck, mit dem er den Detektiv begrüßte, zeigte kalt-feuchte Finger.

„Was bringen Sie Neues?“ fragte er müde. „Hat mein Vetter sich endlich zu einem Geständnis bequemt?“

„Nein, Mylord. Und ich glaube auch nicht, daß ein Unschuldiger sich so leicht zum Geständnis einer Schuld bequemen wird, die er nicht beging.“

Sherlock Holmes hatte so ernst und eindringlich gesprochen, daß der Lord aufblickte.

„Sie glauben nicht an ein Verbrechen? Nun, wenn er meine Frau nicht tötete, so hat er doch jedenfalls gestohlen — er ist und bleibt ein Schurke, der bestraft werden soll.“

„Hören Sie mir zu, Lord Wallerton. Ich verstehe es sehr gut, daß Sie Ihren Vetter haßten. Man haßt immer den Mann, den die Gattin liebt.“

Der Lord fuhr auf. Rote Flecken zeigten sich auf seinen Wangen, und er murmelte:

„Sie, der Sie meine Schande kennen, Sie sollten nicht davon sprechen.“

„Sie dürfen von keiner ‚Schande‘ sprechen, Mylord. Es ist traurig, daß Lady Cynthia ihr Herz Antony Beverly zuwandte, aber Sie sind selbst schuld daran, denn Sie sagten mir ja, daß Sie Ihre Gattin arg vernachlässigt haben und es auch mit der ehelichen Treue nicht genau nahmen.“

„Ha — ich tat nur, was die meisten meiner Standes- genossen tun, deren Frauen trotzdem treu und rein bleiben.“

Einen Moment zuckte es wie Spott über das scharf- geschnittene Antlitz des Detektivs, doch ruhig sagte er: „Erstens kenne ich genug Damen aus Ihren Kreisen, die durchaus nicht Tugendheldinnen sind; zweitens aber wollte ich ja gerade betonen, daß Lady Cynthia Ihnen trotzdem treu blieb — sie tat nichts, dessen sie sich zu schämen und was Schande auf Ihren Namen gebracht hätte.“

„Haha! Und der Handschuh, den ich fand?“

„Er rührte aus der Schublade her, in der Lady Cynthia allerlei harmlose Andenken aufbewahrte. — Hier ist der zweite davon. Ich fand ihn selbst noch in der Schublade. Hier aber ist das Paar Handschuhe, das Mr. Beverly gestern Abend und in der Nacht trug. Wie Sie sehen, sind es Winterhandschuhe.“

Sherlock Holmes reichte dem Lord die starken Handschuhe hin, die er aus Antonys Mantel genommen hatte.

„Ich möchte“, fuhr er fort, „eine sehr wichtige Frage an Sie stellen: Wer ist die Freundin Fanny, welche die Vertraute von Lady Cynthia war?“

„O, Sie meinen Fanny Buren! Das ist eine vor- treffliche Frau, eine ältere Dame, bei der einst Cynthia in Pension war, und an der sie sehr hing.“

„Wo wohnt sie, bitte?“

„Hier in London — wenigstens in einem Vorort, in Richmond.“

„So! Ist sie zu Hause? Kann man hinfahren?“

„Sie können sofort hinfahren, mein Automobil steht Ihnen natürlich zur Verfügung. Aber ich weiß nicht, ob sie anwesend ist, sie ist viel eingeladen.“

„Ich probiere es jedenfalls.“

„Darf ich nicht erfahren, zu welchem Zweck?“

„Gewiß. Ihre Gattin schrieb an diese Freundin einen Brief, den sie gestern nacht selbst in den Kasten trug. Dieser Brief muß heute im Laufe des Tages abgetragen worden sein, und ich muß durchaus wissen, was darin stand.“

„Aber, Mr. Holmes, ich begreife nicht, was das zur Aufklärung des schrecklichen Geheimnisses beitragen soll.“

„Warten Sie es ab, Mylord. Und wenn ich keine volle Aufklärung, sondern nur einen kleinen Lichtstrahl erlange, so ist das auch genug. Soviel steht schon jetzt fest, daß ein Dieb, den ich kenne, heute nacht hier in diesem Hause war und einen Gegenstand gestohlen hat, der Ihrer Gattin gehörte.“

„In der Tat?“ fragte Aubry ungläubig. „Was war denn das für ein Gegenstand?“

„Eine kleine, goldene Dose, in deren Deckel sich ein Emaillebild befand, darstellend — nun, Mylord, was stellt es dar?“

„Den Raub der Helena?“ fragte erbleichend Aubry.

„Sehr richtig, den Raub der Helena. Diese goldene Dose wurde heute früh in der Stadt verkauft, an den Inhaber eines Karitätenladens, den ich kenne. — Und der Mann, welcher die Dose brachte, war als Dame verkleidet.“

„Das heißt also —?“

„Die Damenkleider, welche der Mann trug, waren Eigentum von Lady Cynthia. Es war ein mit Zobel besetzter Mantel und ein Hut mit einem braunen Automobiltschleier. Beide Gegenstände wurden von dem Kammermädchen Anne als vernicht angegeben.“

„Ha! So wäre dies der Mörder gewesen?“

„Wir dürfen keine vorschnellen Schlüsse ziehen. Bis vor wenigen Minuten hielten Sie Ihren Vetter für den Mörder oder Sie sagten wenigstens, daß Sie ihn dafür hielten. Ich war anderer Meinung, denn eine Frau, die man liebt, pflegt man nicht ohne Anlaß totzuschicken. Jetzt hören Sie, daß ein Dieb in der Nacht hier war, und sofort sind Sie überzeugt, daß dieser auch den Mord begangen hat!“

Der strenge Blick, mit welchem der Detektiv ihn ansah, schüchternete den sonst so selbstbewußten Lord förmlich ein.

„Ich — ich weiß nicht mehr, was ich denken soll“, murmelte er.

„Es wäre auch noch zu früh, um schon mit Sicherheit ein Urteil zu fällen, Mylord. Aber ich denke, in einer oder zwei Stunden wieder aus Richmond hier zu sein, und dann werden wir jedenfalls mehr wissen als jetzt —“

Sherlock Holmes hielt inne, denn oben ertönte draußen auf der Straße die Huppe eines Automobils, und gleich darauf kam Weggler herein.

„Mylord — da ist Mrs. Buren, sie sagt, sie müsse sofort Mylord sprechen.“

„Das ist die Dame, zu der Sie hinwollten!“ rief der Lord.

„Darf ich hierbleiben oder wünschen Sie, daß ich hinausgehe, solange Sie mit ihr sprechen?“

„Ach, bleiben Sie doch hier — ich ahne nicht, was sie von mir will.“

Die Tür öffnete sich, und eine noch stattliche, angenehm aussehende Dame trat herein.

Ihre Augen waren vom Weinen gerötet, und ihre Blässe, sowie ihre zitternde Stimme zeugten von der Erschütterung, die sie durchlebte.

„So ist es denn wahr?“ rief sie aus, indem sie auf den Lord zuellte. „Ich erhielt vor einer Stunde erst die furchtbare Nachricht — unsere geliebte Cynthia — sie ist — tot?“

„Sie ist ermordet“, erwiderte dumpf der Lord.

Ein neuer Tränenstrom brach aus Mrs. Burens Augen. Sie sank in einen Sessel und schluchzte laut.

Sherlock Holmes trat auf sie zu und sagte in ehrerbietigem Tone:

„Verzeihen Sie, wenn ich Sie in Ihrem Schmerz störe — mein Name ist Sherlock Holmes — ich hätte eine wichtige Frage an Sie zu richten.“

„Eine Frage? Was ist — womit kann ich Ihnen dienen?“

„Ich weiß, Madam, daß Lady Cynthia kurz vor Ihrem Tode einen Brief an Sie geschrieben hat. Was steht in diesem Briefe?“

„Das darf ich Ihnen nicht sagen, Mr. Holmes. Ich besaß das Vertrauen des armen Kindes — glauben Sie, daß ich sie enttäuschen werde über das Grab hinaus, indem ich ihre Geheimnisse verrate?“

„Also hatte sie doch Geheimnisse!“ rief der Lord bitter. „O, Mrs. Buren, Sie brauchen gar nicht mehr mit der Wahrheit zurückzuhalten, ich weiß, daß meine Frau ein Verhältnis mit meinem Vetter Antony Beverly hatte!“

„Was hatte sie?“

Mrs. Buren war aufgesprungen und blickte jetzt mit flammenden Augen den Mann an, der so überzeugend von der Schuld seiner Frau war.

„Sie wagen“, fuhr sie fort, „Cynthias Andenken zu beschmutzen, Sie, der Sie verdient hätten, daß Ihre Gattin Ihnen mit gleicher Münze heimzahlte, was Sie ihr antan?“

„Bitte“, schob der Detektiv in beruhigendem Tone ein, „bedenken Sie doch, Madam, daß Lord Wallerton allerdings einige Ursache hat, an der Treue seiner Frau zu zweifeln. Er findet sie ermordet, findet in ihrem Zimmer einen Handschuh von ihrem glühendsten Bewunderer und glaubt, daß dieser Mann mitten in der Nacht

hier im Hause war. Das ist auch wirklich der Fall gewesen, wenn auch Lord Wallerton sich täuscht in bezug auf die Ursache und den Verlauf dieses nächtlichen Versuches. Wenn Sie wissen, daß Lady Cynthia in der Tat schuldlos ist, so klären Sie doch die Sache auf. Ich war soeben im Begriff, zu Ihnen zu fahren. Und um Ihnen noch mehr zu sagen, weiß ich bereits, daß Lady Cynthia in ihrem Brief an Sie von — Lebensüberdruß schreibt. Sie hat Ihnen anvertraut, daß sie lebensmüde ist, und deshalb habe ich meine Gründe zu glauben, daß hier gar kein Mord, sondern Selbstmord vorliegt.“

Lord Aubry schrak hoch. Dieser Gedanke war ihm noch nicht einen Augenblick gekommen.

„Was bringt Sie darauf?“ stieß er hervor. „Das ist ganz und gar unmöglich!“

Mrs. Buren schüttelte traurig den Kopf.

„Nicht unmöglich, lieber Aubry, sondern Leider wahr! Und nun, da es doch einmal zur Sprache kam, kann ich ja auch den Brief zeigen — hier ist er.“

Sie zog einen Brief hervor, den sie dem Lord hinreichte. Dieser ergriff ihn mit zitternden Händen und las ihn halblaut vor. Er lautete:

„Diese Zeilen, meine gute Fanny, werden vielleicht die letzten sein, die ich an dich richtete. Denn ich habe diese Nacht zu einer entscheidenden gemacht; wenn du, nach dem, was ich jetzt schreiben werde, an meinem Verstande zweifelst, so tußt du mir unrecht. Ich bin vollkommen klar, und ich beschuldige auch niemand. Aber ich kann das Leben nicht mehr ertragen, so wie es ist.“

Ich war beim Arzt, Fanny, und er hat mir gesagt, daß ich nur bei äußerster Vorsicht und Schonung hier in England weiterleben könne.

Daß ich in Italien oder Aegypten gesünder sein würde, kurz, daß ich (wenn er es auch nicht ausspricht) schwindlänglich bin.

Wenn ich ans England fortgehe, so muß ich an Aubrys Seite weiterleben, denn sicher würde er in seiner Gütherzigkeit mich begleiten, und ich würde niemals mehr Antony sehen und sprechen können. Das bedeutet für mich so viel wie den Tod. Ich liebe Antony, das habe ich dir oft gesagt, obwohl er es nicht weiß und wissen darf. Er war immer nur ehrerbietig gegen mich, niemals ließ er sich die kleinste Dreistigkeit zuschulden kommen, und um seiner zarten Ritterlichkeit willen liebe ich ihn nur noch mehr.

Heute nacht will ich ein Ende machen, und niemand soll ahnen, daß ich mir lebensmüde selbst den Tod gab. Wenn man mich morgen früh tot in meinem Bette findet, und ich schwöre dir, daß ich heute noch sterbe, so oder so, dann heißt es einfach, ich hätte meinem Leben ein Ende bereitet. Dir, meine gute Fanny, der ich nie etwas verhehlte, dir allein sage ich den Grund. Du wirst traurig über

meinen Tod sein, ebenso wie Aubry, der sich indessen schnell genug mit einer seiner Freundinnen über meinen Verlust trösten wird. Lebe wohl, teure Fanny, und zürne nicht wegen ihres unabänderlichen Entschlusses

deiner Cynthia.“

Aubry ließ die Hand mit dem Briefe sinken. Er zitterte vom Kopf bis zu den Füßen. Doch, noch bevor er etwas sagen konnte, nahm Sherlock Holmes das Wort:

„Es ist alles anders gekommen, als es sich die unglückliche Lady gedacht hat. Und zwar trug sich das Drama dieser Nacht folgendermaßen zu:

Lady Cynthia hatte diesen Brief zum Briefkasten gebracht, und dort traf sie zufällig Antony Beverly, der von seinem Klub nach Hause ging. Sie selbst forderte ihn auf, mit ihr zu kommen, und bat ihn hier, in ihrem Boudoir, daß er ihr das Messer zurückgeben möchte, das sie ihm einst geschenkt.“

„Woher wissen Sie das?“ warf Aubry dazwischen.

„Ich weiß es von Beverly selbst; doch, da Sie diesem vielleicht nicht glauben, so befragen Sie den Mann, der das Gespräch belauschte; denn ein Mann war hier verborgen.“

„Was für ein Mann? Wie kam er hier herein?“

„Lady Cynthia hatte die Haustür offen stehen lassen, und Mr. Beverly sah sie zum Briefkasten gehen. Niemand bemerkte, daß von der andern Seite der Straße her ein junger Mann in das Haus schlüpfte und sich hinter jener Portiere verbarg.“

Die Anwesenheit dieses Menschen aber verriet sich für Lady Cynthia seine Sinne durch ein starkes Parfüm, das er an sich hatte.

Der Mann heißt Patrick, er wartet, bewacht von meinen Leuten, in der Vorhalle, um hier Zeugnis abzulegen.“

Auf einen Wink von Sherlock Holmes wurde der gefesselte Dieb herein gebracht und stand jetzt bleich und zitternd vor den Versammelten.

„Sprechen Sie, bitte“, sagte der Detektiv zu ihm.

„Ich habe Ihnen zugesichert, daß Sie nicht unter Anklage wegen Mordes kommen werden, falls Sie die Wahrheit aussagen. Berichten Sie diesen Herrschaften genau, was sich heute nacht begeben hat.“

„Ich kam die Straße herauf“, begann Patrick, „da sah ich die Haustür offen stehen und Licht heraus scheinen. Ich wußte, daß hier Lord Wallerton wohnte, und ich schlüpfte in das Haus, weil ich hoffte, daß ich hier Silberzeug oder irgend sonst etwas mitnehmen könnte.“

Kaum aber war ich bis in das hellste Zimmer vorgekommen, als ich auch schon hörte, daß von der Straße her die Lady und ein Herr zurückkam. Ich konnte mich nur noch schnell hinter einem Vorhang verstecken und

abwarten, was weiter werden würde. Die Lady sprach mit dem Herrn und bat ihn, er möchte ihr ein Messer wiedergeben, das er von ihr hatte. Sie meinte, „Messer zerschneiden die Freundschaft“, und statt dessen gab sie ihm ein anderes Andenken, das ich ganz gut erkennen konnte. Es war ein flaches, rundes Medaillon, in dem wohl ein Bild war. Die Schublade, aus der sie das Medaillon genommen hatte, ließ sie offen, und ich beschloß gleich, diese nachher auszuleeren, wenn die Lady zu Bett gegangen sein würde.“

Patrick schluckte ein paarmal und konnte kaum weiter sprechen.

„Vorwärts!“ herrschte Sherlock Holmes. „Was geschah weiter?“

„Weiter geschah nichts. Der Herr bedankte sich, küßte ihr die Hand und verbeugte sich, und dann ging er fort.“

Die Lady blieb an ihrem Schreibtisch stehen und starrte fortwährend auf das Messer herunter. Und, auf einmal wurde sie so weiß wie Papier und hustete ein bißchen und fuhr sich mit der Hand nach der Brust, als ob es da weh täte. Und dann plötzlich kam ihr Blut aus dem Munde — ein dicker Strahl, der über ihr Kleid wegfloß.“

„Großer Gott!“ murmelte Mrs. Buren, „und sie hat es mir nie glauben wollen, wie krank sie war!“

„Als sie sich aus dem Seffel aufrichten wollte“, fuhr Patrick fort, „fiel sie vornüber zu Boden — sie hielt immer noch das Messer in der Hand, und es dauerte lange, bis sie sich soweit erholen konnte, um wieder an diese Schublade zu gehen und dort ein Gläschen hervorzuholen, das sie öffnete. In das Gläschen tauchte sie das Messer, und dabei lächelte sie schauerlich.“

Ich wollte hervorstürzen und etwas sagen, aber ich dachte, daß sie dann vor Schreck sterben würde. Auch hatte ich gar keine Zeit mehr, etwas zu tun, denn die Lady sprach ganz deutlich vor sich hin: „Es geht auch mit dem Messer — es geht vielleicht schneller!“ Und in derselben Sekunde hatte sie sich auch schon das Messer in die Brust gestoßen. Sie fiel lautlos um — und war tot.“

Tiefes Schweigen herrschte in dem Raume.

Lord Aubry hatte die Hände vor das Gesicht geschlagen und rührte sich nicht.

„Und dann?“ rief Sherlock Holmes. „Was dann?“

„Ich stürzte hinter dem Vorhang hervor und wollte helfen, aber der Tod war auf der Stelle eingetreten. Und nun mußte ich nur noch an meine eigene Rettung denken —“

„Weiben Sie bei der Wahrheit!“ rief Sherlock Holmes mit strenger Miene. „Jedes Wort, das Sie falsch sagen, kann Ihnen den Hals kosten.“

Patrick zuckte zusammen und fuhr weinerlich fort:

„Ich bleibe ja bei der Wahrheit. Ich hatte schon

vorher gesagt, daß ich die Schublade ausleeren wollte. Das tat ich auch — es waren nur ein paar Kleinigkeiten darin, eine Dose, ein paar Münzen und gar kein bares Geld, wie ich gehofft hatte.“

Ich suchte lange in der Wohnung herum, schließlich ging ich auch in das Speisezimmer und aß und trank, denn es stand noch ein vollgedeckter Tisch dort.

Vor Entdeckung hatte ich keine Angst mehr, denn ich hatte leise die Haustür geschloßen und späberte überall umher. Draußen in der Halle hing ein Mantel und ein Hut von einer Dame, und da kam mir die Idee, mich in diese Sachen zu kleiden, damit mich auf alle Fälle niemand erkennen sollte, wenn ich hinausging. Ich hatte eine verdamnte Angst, daß man mich sehen und dann für den Mörder halten würde.

Endlich hatte ich genug gegessen und getrunken und genug herumgesehen, ohne etwas zu finden, bis auf ein paar Stücke von gutem Silber, die ich einsteckte — ich nahm noch einen Kleiderrock, den ich, an einer Garderobe im Vorzimmer hängend, fand. Und nun öffnete ich das Haus und ging fort — das ist alles, was ich erzählen kann.“

Lord Wallerton ließ die Hände von seinem Gesicht sinken und erhob sich mühsam:

„Sie glauben also diesem Menschen alles, was er sagt?“

„Ich hätte es nicht geglaubt, wenn nicht der Brief der Lady mir die Uebergzeugung gegeben hätte, daß er in der Tat die Wahrheit spricht. Er hatte auch gar keine Veranlassung zu einem Morde, während Lady Cynthia in der Tat Selbstmord plante. Uebrigens wird Mr. Patrick ja auf alle Fälle wegen des Diebstahls ins Loch kommen, außerdem hoffe ich, daß er der Beteiligung an verschiedenen andern Streichen überführt werden wird, wegen derer er schon seit einiger Zeit von meinem zweiten Gehilfen Clarence beobachtet wird.“

Den Mord an Lady Cynthia aber hat er nicht begangen.

Lord Wallerton, es ist nun Ihre Pflicht, sofort der Polizei zu depechieren, daß sich Ihre arme Gattin selbst das Leben genommen hat, damit Antony Beverly sofort in Freiheit gesetzt wird.“

Lord Aubry wandte sich an der Thür um und sagte mit müder Stimme:

„Bitte, teilen Sie dies der Behörde selbst mit, Mr. Holmes. Und sagen Sie ihm auch, daß die Banknoten, die Antony besitzt, in der Tat von mir herrühren, daß ich sie ihm aber, ohne Zeugen, selbst gegeben habe — ich wollte nur meinen Rivalen bestrafen und ihn lieber als Dieb, denn als Liebhaber meiner Frau erkannt sehen.“

Bei diesen Worten ging er in das Nebenzimmer.

Sherlock Holmes, nichts Gutes ahnend, wollte ihm folgen, doch in demselben Augenblicke frachte ein Schuß.

Interessant für Jung und Alt!

Neu! Texas Jack 10 Pf.

der berühmteste Indianerkämpfer.

Erinnerungen und Abenteuer des grossen Kundschafters der Vereinigten Staaten Nordamerikas.

In jeder Woche erscheint ein hochinteressanter, in sich abgeschlossener Band — 32 Seiten stark — zum Preise von

10 Pfennig.

Titel der ersten Bände:

- | | |
|--|---|
| 1. Band: Ein Held von sechzehn Jahren. | 14. Band: Jane Golding, die Banditen- |
| 2. Band: Die Räuber von San Francisco. | 15. Band: Wie Texas Jack seinen Vater |
| 3. Band: Das Gespenst von Fort Leaton. | fand. |
| 4. Band: Das Blutbad von Camp Lancaster. | 16. Band: Die Blutpost von Farmington. |
| 5. Band: Der letzte König der Comanches. | 17. Band: Der Millionendieb von San |
| 6. Band: Die Goldgräber von Arizona. | Francisco. |
| 7. Band: Texas Jack als Detektiv. | 18. Band: Die Hochzeit von Buena-Vista. |
| 8. Band: Das geheimnisvolle Schloss in Mexiko. | 19. Band: Die Zerstörung von Troya. |
| 9. Band: Das Geheimnis des Trappers Ben Bärenklau. | 20. Band: Barnum und Texas Jack. |
| 10. Band: Die rote Squaw. | 21. Band: Indianer-Traue. |
| 11. Band: Der Skalp mit dem blonden Mädchenhaar. | 22. Band: Die schwarze Hand von Texas. |
| 12. Band: Die Rache des Mormonen. | 23. Band: Der Kutscher vom Prescott- |
| 13. Band: Ein Ritt am Tode vorüber. | Lark. |
| | 24. Band: Im Luftkutter über den „Wilden Westen“. |

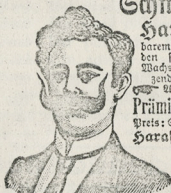
Zu beziehen durch jede Buch- u. Papierhandlung, auf Wunsch auch gegen Einsendung des Betrages für die gewählten Bändchen vom

VERLAGSHAUS, BERLIN SO. 26.



Garantirte: Der Mäherfolg

Vertrag durch:



Schnurrbart! Streng reell!

Sarajin unterliegt den Saar- und Sargungs- mit wunderbarem Erfolge. Wo keine Gefahr vorhanden sind, entwickelt sich bald Appliges Wachstum, was durch Sargungs- von plan- geben Sargungs- mangelt. Ist.

Prämiiert: Goldene Medaille Marfelle.
Preis: Gold 1.00, 2.00, 3.00, 4.00, 5.00, 6.00, 7.00, 8.00, 9.00, 10.00, 11.00, 12.00, 13.00, 14.00, 15.00, 16.00, 17.00, 18.00, 19.00, 20.00, 21.00, 22.00, 23.00, 24.00, 25.00, 26.00, 27.00, 28.00, 29.00, 30.00, 31.00, 32.00, 33.00, 34.00, 35.00, 36.00, 37.00, 38.00, 39.00, 40.00, 41.00, 42.00, 43.00, 44.00, 45.00, 46.00, 47.00, 48.00, 49.00, 50.00, 51.00, 52.00, 53.00, 54.00, 55.00, 56.00, 57.00, 58.00, 59.00, 60.00, 61.00, 62.00, 63.00, 64.00, 65.00, 66.00, 67.00, 68.00, 69.00, 70.00, 71.00, 72.00, 73.00, 74.00, 75.00, 76.00, 77.00, 78.00, 79.00, 80.00, 81.00, 82.00, 83.00, 84.00, 85.00, 86.00, 87.00, 88.00, 89.00, 90.00, 91.00, 92.00, 93.00, 94.00, 95.00, 96.00, 97.00, 98.00, 99.00, 100.00.

Recherand direkt durch: Kosmet. Laboratorium „Violetta“, Nürnberg 103, Herr 26, in C. Schmidt: Da mein Freund durch ihr parajin 13 Bänden einen fassen Schnurrbart bekommen hat, so erfinde ein Anleitung einer Die Größe II zu 3 Wt. r. Nach: Decret in Berlin: War Schmarzfeld, Gehobert C. M. 26 garter, Hauptstraße 10, Gumburg C. Vachre, Nr. 10, Berlin 20, Wundt C. G. Waldbert, Fernerstraße 55, Leipzig: Dr. Schmitz, Markt 12, Bismarck C. Richter, Mariabühlstraße 84.

SPORT

Thaddäus Robl „Der Ringkampf“

„Der Radrennsport“ von Dr. Georg Zadig.

Elegant broschiert Mk. 1,80
„ gebunden „ 2,20

In diesem Buche bemüht sich Thaddäus Robl, das Wesentlichste des modernen Radrennsports zusammenzufassen und die Art und Weise seines Trainings zu schildern.

Ausführliche Prospekte hiervon sowie vollständig. Verzeichnisse der „Bibliothek für Sport und Spiel“ umsonst und portofrei vom

Sportverlage Grethlein & Co., Leipzig.

Elegant broschiert Mk. 3,20
„ gebunden „ 3,80

Mit ca. 150 Abbildungen der bekanntesten Professionsringer, wie: Koch, Siegfried, Strenge, Sturm, Diekmann, Lurich, Burghardt, Laurent le Beaucaulons, Omer de Bouillon, Aberg, Romanow, Petrow etc. etc.

Enthüllte! menschl. Macht!
Der Geheimen Mächte. Grösstes Aufsehen erregend. einzig prakt. Lehrbuch von G. Ag. zum Entfaltung vorzubereiten. geheimer Gewichte nach neuester Methode. Die Geheimnisse, grösste Erfolge u. Vorteile. 2. Art zu erlangen. Bezeichnend Einfluss. 6. andere, ohne deren Wissen u. Willen. 6. keine Linsenmacht. Einzig Weg zum Glück, Wohlstand, Gesundheit, Energie, Körperkraft u. Geistesfrische! Preis 1,70 Mk. 1. folge ganz. Gross. 11. Bucher-Katalog. Kleinzelns. Verlag 176, Dresden 19.

Ein wahrer Schatz
für alle durch jugendliche Ver-
trugene Erkränkung ist das be-
rühmte Werk:
Dr. Retan's Selbstbewahrung
1. Aufl. Mit 27 Abbildungen.
Preis 3 Mark. Les. u. jeder der
an den Folgen solcher Laster
leidet. Tausende verdanken ihm
die Wiederherstellung. Zu be-
ziehen durch das
Verlags-Haus in Leipzig,
Neumarkt 21,
sowie durch jede Buchhandlung.

inserte in dieser Wochenschrift
bieten sicheren Erfolg!
Preis für die Nonp.-Zeile nur 1,50 Mk.

Preis des abgeschlossenen, mit farbenprächtigem Bilde geschmückten Bandes in Quartformat nur 20 Pf.

10 Ausden Geheimnissen des Welt Defektivs.

Titel der ersten Bände:

- | | |
|--|---|
| 1. Band: Das Geheimnis der jungen Witwe. | 23. Band: Das Gespenst von Milster Castle. |
| 2. Band: Die blutigen Juwelen. | 24. Band: Im Sarge neben der Hölle- |
| 3. Band: Das Rätsel am Spitzlichte. | maschine. |
| 4. Band: Die Tochter des Wuchers. | 25. Band: Der wiedererstandene Tote. |
| 5. Band: Die Menschenfalle im alten Hause. | 26. Band: Der Lumpensammler von Paris. |
| 6. Band: Der verschwundene Bräutigam. | 27. Band: Die Ehrung der Lady Ruth. |
| 7. Band: Die Spürmasse des Oberkellners. | 28. Band: Oceana, die Königin der Luft. |
| 8. Band: Die Geliebte des Staatsanwalts. | 29. Band: Die heimliche Gattin des Gross- |
| 9. Band: Die Lady mit d. Kanarienvogel. | fürsten. |
| 10. Band: Der Mann mit den sieben Frauen. | 30. Band: Die Giltmischerin von Castle |
| 11. Band: Blackwell, der Thesaur-Pirat. | Rock. |
| 12. Band: Die Falschmünzer von London. | 31. Band: Die schöne Krankenschwester. |
| 13. Band: Das Spitzenkleid der Königin. | 32. Band: Der Dolch des Negus. |
| 14. Band: Das Geheimnis der Goldgräber-
hütte. | 33. Band: Die Leuchtkraft von
New York. |
| 15. Band: Der Schatz des Sklavenhändlers. | 34. Band: Der Schmugglerkönig von
Andorra. |
| 16. Band: Nur ein Tropfen Tinte. | 35. Band: Der Raub des Grafenkindes. |
| 17. Band: Genie und Wahnsinn. | 36. Band: Eine verhängnisvolle Liebschaft. |
| 18. Band: Wie Jack, der Aufschütler, ge-
fanst wurde. | 37. Band: Das Grab im Leuchtturm. |
| 19. Band: Der verräterische Kodak. | 38. Band: a. oder aus Eifersucht. |
| 20. Band: Im Café National. | 39. Band: Die Rache der Kamorra. |
| 21. Band: Der polnische Jude. | 40. Band: Das Mysterium des Turmzimmers. |
| 22. Band: Ein zögerlicher Langfinger. | 41. Band: Eine Erscheinung aus dem Grabe |

Jeder Band obiger Sherlock Holmes-Erlebnisse kostet nur 20 Pf.
Geschmackvolle Einbanddecken, für 25 Bände passend, 40 Pf.

Jede Buch- und Papierhandlung liefert die Bände und die Einbanddecken, auf Wunsch auch gegen Einsendung des Betrages das

Verlagshaus, Berlin SO. 26,

Naunynstrasse 38.

„Magerkeit“
schöne, volle Körperformen durch unser orientalisches Kräftigung, preisgekrönt, gold. Medaillen, Paris 1900, Hamburg 1901, Berlin 1903, in 10-12 Wochen bis 30 Pfund Zunahme, karant. unschädlich. Aerztl. empf. Streng reell — kein Schwindel. Viele Dank-schreiben. Preis Karte mit Gebrauchsanweis. 2 Mk. Postnagel od. Nachb. inkl. Porto. Hygien. Institut D. Franz Steiner & Co., Berlin 225, Königstrater Strasse 78.

Hygienische

Bedarfsartikel.
Neuester Katalog. Ger. Eins. 20 Pf.
verschl. Vogel & Co. Leipzig-Platz 4.

Goldkörnerchen
d. Wissens. — Kataloge
(buchstaben-samt) versendet gratis.
W. Mahler, Leipzig 465

Bücher-Katalog
buchstaben-samt versendet gratis.
Fritz Casper & Co., Dresden 10 95-5.

Damen — Herren
einfache, ich in ihrem eigenen Interesse meine interess. Blätter. Preisliste 50 Pf. und franko zu verlangen. Gegen 50 Pf. in Marken versuchslos. Brief ohne Firma. Heier, Köpperscht. Köln R. No. 936

Preis des abgeschlossenen, mit farbenprächtigem Bilde geschmückten Bandes in Quartformat nur 20 Pf.

10 Ausden Geheimnissen des Welt Defektivs.

Titel der ersten Bände:

- | | |
|--|---|
| 1. Band: Das Geheimnis der jungen Witwe. | 23. Band: Das Gespenst von Milster Castle. |
| 2. Band: Die blutigen Juwelen. | 24. Band: Im Sarge neben der Hölle- |
| 3. Band: Das Rätsel am Spitzlichte. | maschine. |
| 4. Band: Die Tochter des Wuchers. | 25. Band: Der wiedererstandene Tote. |
| 5. Band: Die Menschenfalle im alten Hause. | 26. Band: Der Lumpensammler von Paris. |
| 6. Band: Der verschwundene Bräutigam. | 27. Band: Die Ehrung der Lady Ruth. |
| 7. Band: Die Spürmasse des Oberkellners. | 28. Band: Oceana, die Königin der Luft. |
| 8. Band: Die Geliebte des Staatsanwalts. | 29. Band: Die heimliche Gattin des Gross- |
| 9. Band: Die Lady mit d. Kanarienvogel. | fürsten. |
| 10. Band: Der Mann mit den sieben Frauen. | 30. Band: Die Giltmischerin von Castle |
| 11. Band: Blackwell, der Thesaur-Pirat. | Rock. |
| 12. Band: Die Falschmünzer von London. | 31. Band: Die schöne Krankenschwester. |
| 13. Band: Das Spitzenkleid der Königin. | 32. Band: Der Dolch des Negus. |
| 14. Band: Das Geheimnis der Goldgräber-
hütte. | 33. Band: Die Leuchtkraft von
New York. |
| 15. Band: Der Schatz des Sklavenhändlers. | 34. Band: Der Schmugglerkönig von
Andorra. |
| 16. Band: Nur ein Tropfen Tinte. | 35. Band: Der Raub des Grafenkindes. |
| 17. Band: Genie und Wahnsinn. | 36. Band: Eine verhängnisvolle Liebschaft. |
| 18. Band: Wie Jack, der Aufschütler, ge-
fanst wurde. | 37. Band: Das Grab im Leuchtturm. |
| 19. Band: Der verräterische Kodak. | 38. Band: a. oder aus Eifersucht. |
| 20. Band: Im Café National. | 39. Band: Die Rache der Kamorra. |
| 21. Band: Der polnische Jude. | 40. Band: Das Mysterium des Turmzimmers. |
| 22. Band: Ein zögerlicher Langfinger. | 41. Band: Eine Erscheinung aus dem Grabe |

Jeder Band obiger Sherlock Holmes-Erlebnisse kostet nur 20 Pf.
Geschmackvolle Einbanddecken, für 25 Bände passend, 40 Pf.

Jede Buch- und Papierhandlung liefert die Bände und die Einbanddecken, auf Wunsch auch gegen Einsendung des Betrages das

Verlagshaus, Berlin SO. 26,

Naunynstrasse 38.